TagesWoche

N° 39
Freitag, 16.11.2018
CHF 5.–

In eigener Sache

Liebe Leserinnen und Leser, mit dieser prall gefüllten Ausgabe verabschieden wir uns von Ihnen.

DIE LETZTE

TagesWoche

Hier hätte Ihr Inserat stehen können.

Schade.

INHALT

Heiko Vogel / S. 38

FOTO: STEFANOS NOTOPOULOS

Wies der Zufall will: Den ersten Text schrieb die TaWo-Sportredaktion über den damaligen FCB-Trainer Heiko Vogel. Den letzten auch.

Klybeckquai / S. 20

FOTO: A. PREOBRAJENSKI

Shift Mode in der Klemme: Der Verein kann das Lärmproblem nicht lösen.

Pflegefamilien / S. 34

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

«Gebt Kindern ein Nestli», appelliert die Basler Pflegemutter Sandra Aeby.

Die Ernährer S. 4
Basel, deine Juden S. 10
Lokalpolitik am Ende S. 14
Hanslin bleibt ein Robi S. 16
Kreis' letzter Ton S. 26
Peter Stamm S. 30
Ausgeblitzt S. 43
Feierabend S. 45
Impressum S. 47

Knackeboul / S. 25

Einen schöneren Abschiedsbrief hätten wir uns nicht wünschen können. Danke, Knäck. You made our day.

TITELFOTO: NACH DEM LETZTEN HEFT KOMMT DIE LEERE. BILD: NILS FISCH

EDITORIAL

Sibylle Schürch
Geschäftsführerin
TagesWoche

Danke und auf Wiedersehen

Wir sind immer noch da. Wäre die TagesWoche ein Song, ginge der Refrain genau so. Sieben Jahre lang durften wir ihn singen, begleitet vom steten Rumpeln und Krachen unserer Branche. Weihnachtsfeier für Weihnachtsfeier, Geburtstag für Geburtstag. Und auch wenn in all den Jahren manch schiefer Ton aus unseren eigenen Reihen die Harmonien verhunzte, blieben Sie, liebe Leserin, lieber Leser, und summten leise, grölten lauthals oder seufzten vielleicht auch manchmal mit: Die sind immer noch da.

Nun ist dies die letzte frisch gedruckte TagesWoche, die Sie je in den Händen halten. Die TagesWoche hat es trotz grosszügiger Anschubfinanzierung und Überbrückungshilfe nicht geschafft, auf dem Markt zu bestehen. Über 30 Menschen haben es geliebt, für Sie zu arbeiten. So sehr, dass sie es sich nicht nehmen liessen, noch ein letztes Mal da zu sein, für ein letztes Heft. Dem gebührt Bewunderung und mein grösster Respekt.

Ein Abgang in Würde und mit Stolz – als Geschäftsführerin habe ich mir das auch für das Unternehmen vorgenommen. Dann einen Schlusspunkt setzen, wenn die Belegschaft noch in Bestform und die Kasse noch nicht komplett leer ist. Das Geld reicht für einen Sozialplan, der das Team während der Kündigungsfrist freistellt, damit es sich neu orientieren kann. Und er schliesst die Lücken der Arbeitslosenversicherung, falls nötig auch dann noch, wenn die Versicherung auslaufen sollte. Ich werde aber alles daran setzen, dass jeder und jede eine neue Lösung findet. Sei es durch regelmässige Betreuung, persönliche Beratung oder eine Weiterbildung. Denn was bleibt, ist das Menschliche. Der Zusammenhalt, der das Team der TagesWoche immer auszeichnete. Die Haltung, unsere Werte, der Stolz auf das Geleistete.

Auf dem Platz Basel wird es neue Initiativen geben. Die TagesWoche und ihr Team werden spürbar bleiben und Impulse geben, wenn auch nicht mehr unter diesem Namen. Wir verabschieden uns mit grösstem Dank für Ihre Treue, Ihr Interesse und Ihre Unterstützung und hoffen, dass Sie auch dann mitseufzen, mitsummen oder auch mitgrölen, wenn der gute Geist der TagesWoche dereinst frisch anhebt mit: Wir sind wieder da. ×

PORTRÄT

Mehmet und Mehmet

von Daniel Faulhaber

Es gibt einen Grund, warum die TagesWoche ein wenig schmeckte wie Döner mit allem: bissfest, scharf, gerne mit Zwiebel. Der Grund steht an der St. Johanns-Vorstadt und heisst Arena Take-Away.

Jahrelang nannten wir sie die Pizza Boys. Das war immer nett gemeint, respektvoll, ein bisschen kumpelhaft. Aber als sich zuletzt ein Schatten über die Redaktion an der Spitalstrasse 18 legte und alles ein bisschen schwerer und bedeutsamer wurde, da hiessen auch die Pizza Boys plötzlich nicht mehr so, sondern: «Ernährer». Niemand weiss, wer damit angefangen hat. Ist auch egal.

Wobei, so egal auch wieder nicht. Die terminologische Fixierung dessen, was die Pizza Boys für die Redaktion letztlich immer waren, Ernährer nämlich, führte ohne Umschweife zur Erkenntnis, dass Mehmet Yildiz und Mehmet Ortac ins letzte Heft gehören, komme was wolle.

Trinkgeld fürs Traumhaus

60 bis 80 Dönertaschen, Dürüm und Pide, griechische Salate oder Pizzas gehen tagtäglich über die Theke. Der Döner kostet sieben Franken. Jede Pizza 9.90.

Mehmet Ortac macht Pizza, Mehmet Yildiz macht den Rest. Ortac hat Stress, Yildiz kassiert. So läuft das hier, kein Schnickschnack, klare Aufteilung. Ist die Pizza fertig, legt Ortac sie auf die Ablage neben der Kasse, Yildiz sagt «9.90, bitte». Und die zehn Rappen Trinkgeld, die niemand zurückhaben will, hält er einem trotzdem immer hin. Aus Höflichkeit. Das Geld lässt er schliesslich in das Sparschwein neben der Kasse fallen, auf dem «Traumhaus» steht.

«Manchmal sage ich zum Spass zu Mehmet: ‹He, Mehmet, langsam reichts schon für den Fensterrahmen›», scherzt Mehmet. Und man sieht Yildiz und Ortac vor dem inneren Auge einen schönen Fensterrahmen kaufen für ihr Traumhaus. Und man gönnt es ihnen sehr.

Mehmet Yildiz schmeisst die Bude seit 13 Jahren. Er ist 55 Jahre alt, sein Cousin Mehmet Ortac 35 Jahre. Yildiz lebt seit 33 Jahren in Basel, kam aus der Türkei, hat erst mal zwanzig Jahre in Therwil in einer Textilfabrik gearbeitet. «Harte Arbeit, jeden Tag, Kaschmir, Tweed, Cord. Wir haben Stoffe vorbereitet, die dann in Asien irgendwo zusammengenäht wurden.»

Dann ging die Fabrik zu, die Produktion war zu teuer, Asien billiger. Massenent-

Mehmet Yildiz (links) und Mehmet Ortac machen die beste Fastfood-Pizza der Stadt. FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

lassung. «Ich weiss, was für eine Situation das ist bei euch», sagt Yildiz über die Theke, als ein TagesWoche-Trupp Futter fasst.

Danke, Mehmet Yildiz. Man sagt viel Danke in der «Arena», aber auch «Hallowiegehts» und «Wieläuftsso». Man sagt verdammt viele nette Sachen in dieser «Arena», sie ist die Wohlfühloase unter den Dönerbuden.

«Nachdem ich damals entlassen wurde, habe ich hier dieses Lokal gefunden», sagt Yildiz. «Und wie ich so davor stand und mir vorstellte, dass das jetzt mein neues Leben wird, da hab ich mich gefreut. Aber ich habe auch gedacht, dass wird sicher ein Kampf. Also hab ich den Laden ‹Arena› getauft. Wie eine Kampfarena, weisch.»

Unter der Theke mit den Dönerzutaten hängt ein Plakat. Ein bleicher Mann mit Perücke wirbt für ein Vivaldi-Konzert. Auf dem Bildschirm läuft ein Schlittschuhwettkampf. Es riecht nach Zwiebeln. Arenaduft. Love is in the air.

Mehmet Ortac ist der Mesut Özil unter den Pizzabäckern. Taktisch brillant, technisch beschlagen, abschlussstark. Bei ihm bilden sich manchmal Warteschlangen bis auf die Strasse, alle wollen sie seine Pizzas. Die schönen Mitarbeiter von Herzog & de Meuron, die verblasenen Studenten, die Akkuraten vom Biozentrum mit der kurzen Mittagspause. Und die Journalisten. «Ich erkenne manchmal an der Stimme, was die Kunden so machen», sagt Ortac.

Der 35-Jährige ist ein kommunikatives Genie. Manchmal begrüsst er die Architekten mit Facts über Hotels auf Stelzen in Russland, die ihr Büro gerade baut, und man fragt sich: Woher zum Teufel weiss der das? Für eine Pizza braucht er fünf bis sechs Minuten, wenn die Ofentemperatur stimmt. Sie stimmt eigentlich immer.

Für Ortac ist die TagesWoche erkennbar an einer bestimmten Bestellung: «Spinat mit Speck, wenn das einer will, dann weiss ich: Der arbeitet bei der TagesWoche.» Dann sagt er noch ein paar nette Dinge über die TagesWoche und dass es schade sei und traurig. Aber es werde weitergehen, es gehe immer irgendwie weiter, macht 9.90, en Guete, Schöne zäme.

Ja, en Guete zäme und farewell, bester Take-Away der Stadt. Wir werden eure gutgelaunte Nahkampfarena in bester Erinnerung behalten, denn was da auch immer kommen mag: ohne Mampf kein Kampf. Nirgendwo. ×

In eigener Sache

Der Stiftungsrat der Stiftung für Medienvielfalt hat schweren Herzens das Ende der TagesWoche beschlossen.

Die TagesWoche stellt ihren Betrieb ein

Nach reiflichen Überlegungen und nach einem längeren Austauschprozess mit dem Verwaltungsrat der Neuen Medien Basel AG und der Geschäftsführung der TagesWoche kam der Stiftungsrat der Stiftung für Medienvielfalt zum Entscheid, dass das Medienprojekt TagesWoche nach sieben Jahren seinen Abschluss findet.

Die bestehenden Arbeitsverhältnisse werden aufgehoben. Ein grosszügiger Sozialplan federt die daraus entstehenden Härten ab. Die Betreiberin der TagesWoche, die Neue Medien Basel AG, wird liquidiert.

Schwere Entscheidung

Diese Entscheidung fiel dem Stiftungsrat schwer und sie ist schmerzhaft. Rund 30 persönliche Schicksale und Arbeitsplätze sind damit verbunden, viel Engagement und Herzblut floss in dieses ausserordentliche Projekt. Es waren herausfordernde, manchmal schwierige, sehr oft befriedigende Jahre, in denen der Stiftungsrat seinen Stiftungsauftrag erfüllt sah. Wir danken allen Beteiligten für das Geleistete.

Seit ihrem Start im Jahr 2011 hat die TagesWoche verschiedene turbulente Phasen durchlaufen. Mehrfach gab es Wechsel auf der Führungsebene, auch unter den Mitarbeitenden gab es immer wieder Rochaden. Im Jahr 2016 hat die Stiftung für Medienvielfalt ihre Unterstützung auf eine Million Franken pro Jahr reduziert, da sie nicht auf Dauer die bisherige Finanzierung aufrechterhalten kann. Eine grosszügige Übergangsfinanzierung gab der TagesWoche drei Jahre Zeit, um neue Einnahmequellen zu finden.

Die TagesWoche reagierte Ende 2016 mit einem Stellenabbau und einem angepassten Businessplan, um die Mindereinnahmen aufzufangen.

2017 stellten sich das Unternehmen und das Team neu auf und es wurde auf Qualitätsverbesserungen im Journalismus sowie Wirtschaftlichkeit fokussiert.

Die Geschäftsführerin Sibylle Schürch konnte bei diesen Massnahmen immer auf den Rückhalt der Mitarbeitenden zählen. Mit einem engagierten Leitungsteam und einer motivierten Belegschaft kehrte Ruhe ein und die TagesWoche konnte an publizistischem Renommee und an Reichweite gewinnen.

Der Entscheid zur Schliessung der TagesWoche ist nicht das Ende des Engagements der Stiftung für Medienvielfalt. Sie will eine neue Initiative unterstützen.

Doch müssen alle Beteiligten heute feststellen, dass die für den Erhalt der TagesWoche in ihrer aktuellen Form notwendige massive Steigerung der Einnahmen nicht möglich ist in einer Zeit, in der alle Medien mit schwindenden Einnahmen aus Inserateverkauf und Abonnements kämpfen.

Dass es gelungen ist, die TagesWoche wirtschaftlich zu stabilisieren, die Qualität und Leserzahlen zu steigern, ist schon eine grosse Leistung. Doch es verbleibt ein Defizit, das den von der Stiftung zugesagten Betrag von einer Million Franken pro Jahr bei Weitem übersteigt. Die Stiftung kann ein solches Defizit nicht auf Dauer decken.

Der Stiftungsrat möchte allen danken, die an der TagesWoche seit dem Start vor sieben Jahren mitgearbeitet haben, sei es in der Redaktion, im Verlag oder in der Technik.

Dank und Ausblick

Unser Dank geht auch an die Leserinnen und Leser, die die TagesWoche aufmerksam und kritisch unterstützt und begleitet haben. Ein grosses Dankeschön geht an die Stiftung Levedo, ohne deren Unterstützung in Form eines grosszügigen, einmaligen Startkapitals es weder die Stiftung für Medienvielfalt noch die TagesWoche je gegeben hätte.

Die Schliessung tut dem Stiftungsrat sehr leid, auch wenn sie unvermeidlich ist. Dieser Entscheid ist aber gewiss nicht das Ende des Engagements der Stiftung. Seit ihrem Bestehen hat die Stiftung, entsprechend ihrem Stiftungszweck, zahlreiche Medienprojekte gefördert und wird dies weiterhin tun.

Die Stiftung für Medienvielfalt möchte zudem im Rahmen ihrer finanziellen Möglichkeiten eine neue Initiative unterstützen mit dem Ziel, dass im besten Fall schon im Jahre 2019 ein neues Medienprodukt für die Region Basel lanciert werden kann. Zurzeit werden verschiedene Optionen geprüft. Über das Ergebnis wird zu gegebener Zeit orientiert werden können. ×

Für die Stiftung für Medienvielfalt: Andreas Miescher und Franz-Xaver Leonhardt

Sieben Jahre in Zahlen

Mit all den Klicks, die Sie, liebe Leserinnen und Leser, auf unserer Website getätigt haben, hätte man bestimmt genug Energie generieren können, um die Basler Weihnachtsbeleuchtung zu betreiben. Wir haben ein paar einfachere und dafür glaubwürdigere Zahlen aus dem kurzen Leben der TagesWoche zusammengetragen.

415
In so vielen Artikeln war die Gastroszene in Basel das Thema.

3006
Artikel hat unsere Sportredaktion über den FC Basel geschrieben.

17 989 221
Nutzerinnen und Nutzer haben die Website der TagesWoche besucht.

2
Immerhin zweimal hat die TagesWoche über das Thema «Lochkamera» geschrieben.

62 740
Nachrichten wurden über den internen Redaktions-Chat Slack verschickt.

1000
Stunden lang ergötzte sich Dominique Spirgi in seiner Funktion als Kulturjournalist an Theatervorstellungen.

23 520
Leserinnen und Leser haben sich als Kommentatoren auf der TaWo-Website registriert.

79 066
Kommentare haben unsere Leserinnen und Leser zu Artikeln der TagesWoche verfasst.

4 Millionen
Zürcherinnen und Zürcher haben die Website der TagesWoche besucht. Aus Basel kamen gleich viele.

84
Nutzerinnen und Nutzer haben auf der Insel Ko Tao in Thailand auf die Website der TagesWoche zugegriffen.

38 020
Kaffees hat die Redaktion in gut zwei Jahren in den Büros an der Spitalstrasse geschlürft.

80 872-mal
wurde der meistgelesene Artikel angeklickt. Er handelte vom Internethetzer aus Riehen. Dicht dahinter folgt der Beitrag über den Stinkkäfer aus China – der eigentlich eine Wanze ist.

GRAFIK: ANTHONY BERTSCHI

Schlussnummer

Das Team der TagesWoche sagt Danke und Tschüss.

Doro Adrian,
Produzentin

Reto Aschwanden,
Leiter Produktion

Renato Beck,
Redaktionsleiter

Ronja Beck,
Volontärin

Anthony Bertschi,
Layouter

Yves Binet,
Korrektor

Tino Bruni,
Leiter Produktion

Gabriel Brönnimann,
Redaktionsleiter

Yen Duong,
Redaktorin

Daniel Faulhaber,
Redaktor

Andrea Fopp,
Redaktorin

Nils Fisch,
Bildredaktor

Olivier Joliat,
Redaktor

Christoph Kieslich,
Redaktor

Felix Michel,
Digitaljournalist

Mike Niederer,
Produzent

Hannes Nüsseler,
Produzent

Irene Schubiger,
Korrektorin

Sibylle Schürch,
Geschäftsführerin

Jeremias Schulthess,
Redaktor

Eliane Simon,
Layouterin

Dominique Spirgi,
Redaktor

Martin Stohler,
Korrektor

Hans-Jörg Walter,
Creative Director

Samuel Waldis,
Redaktor

Catherine Weyer,
Redaktorin

Weitere Kräfte
Helen Cimei, Sekretariat
Monika Höpfl, Verkauf
Manuela Krattiger, Sekretariat
Chiara Paganetti, Korrektorin
Sandra Luzia Schafroth, Marketing
Laura Schwab, Korrektorin
Jakob Weber, Korrektor

Jüdische Gemeinde in Basel

Viermal fliegen Steine auf eine jüdische Metzgerei. In der Gemeinde hallt das Echo nach. Ein Unsicherheitsrapport.

Zwischen Angst und Alltag

von Daniel Faulhaber

Samstagnacht, 15. September 2018: An der Fassade der Jüdischen Genossenschafts-Metzgerei in Basel werden zwei Buchstaben des Wortes «Koscher» heruntergerissen.

Montagnacht, 24. September 2018: Bei derselben Metzgerei wird der Buchstabe «J» der Abkürzung «Jüd.» heruntergerissen und eine Glasscheibe der Eingangstüre wird zerstört.

Freitagnacht, 19. Oktober 2018: Das schmale Fenster neben der Eingangstüre wird zerstört.

Samstagnacht, 20. Oktober 2018: Das Glas der Eingangstüre wird erneut durch einen Steinwurf zertrümmert.

Leopold Stefansky, Präsident der Genossenschafts-Metzgerei, schildert, was er am Sonntagmorgen sah: «Das Glas der Türe war zerborsten. Der Stein muss mit grosser Wucht geworfen worden sein, denn in zwei Metern Abstand hinter dem Eingang der Metzgerei standen drei Weinflaschen auf der Theke. Der rechten Weinflasche wurde durch den Steinwurf der Hals abgetrennt. Der Stein knallte hinter der Theke an die Wand, prallte von da um zwei Ecken und kam vor der Türe des Warenlifts zu liegen.»

Ein Angestellter der Metzgerei zeigt, wo er den Stein gefunden hat, «ungefähr so gross war der». Er formt mit den Händen einen Kreis vom Umfang einer grösseren Kartoffel.

Die Kunden reagieren schockiert. Die Angestellten sind aufgebracht. Stefansky sagt: «Wir gehen von einem rassistischen Hintergrund aus.» Der Satz steht am Montag, 22. Oktober, in allen Zeitungen, auch «Telebasel» und das «Regionaljournal» berichten.

Sachbeschädigungen sorgen für Unruhe. FOTO: DANIEL FAULHABER

Was löst das in der jüdischen Community aus, wenn hebräische Buchstaben von Hauswänden heruntergerissen werden?

Die Berichterstattung spekuliert über das Täterprofil – waren es Neonazis, oder betrunkene Jugendliche auf dem Heimweg? Militante Tierschützer seien es wohl eher nicht gewesen, liest man. Das in solchen Fällen typische Bekennerschreiben fehle. Im Umkehrschluss heisst das, hier wurde eine Metzgerei attackiert, weil sie jüdisch ist. Und das wirft Fragen auf.

Der ganz alltägliche Judenhass

Zum Beispiel diese: Passiert so etwas öfter? Und wenn ja, warum erfährt man nichts davon? Was löst das in der jüdischen Community aus, wenn hebräische Buchstaben von Hauswänden heruntergerissen und Scheiben zertrümmert werden? Welche Konsequenzen hat dieser Vorfall, wer reagiert politisch? Und wer redet eigentlich über Antisemitismus in Basel?

24. Oktober: *Der SP-Grossrat Stephan Luethi-Brüderlin fordert eine Anne Frank-Strasse für Basel. Das schreibt er in einer E-Mail an die Medien. Auch, weil die «unfassbaren Attacken auf die koschere Metzgerei uns Menschen des 21. Jahrhunderts vor Augen geführt haben, dass Geisteshaltungen, die in letzter Konsequenz die Tagebuch-Verfasserin umgebracht haben, auch hier und heute weiter schwelen.»*

Ein kleines Zimmer im Erdgeschoss eines Hauses nahe der Metzgerei. Auf dem Tisch stapeln sich Papiere, die Luft riecht

nach Denkarbeit. Der orthodoxe Rabbiner Auriel Silbiger zupft sich beim Hinsetzen die Quasten zurecht, blickt aufmerksam über den Tisch.

«Wer auf der Strasse offensichtlich erkennbar ist als Jude, so wie wir, der erlebt im Alltag regelmässig unangenehme Situationen. Dann fährt zum Beispiel auf der Strasse ein Auto vorbei, aus dem offenen Fenster schreit einer ‹Du Saujude, schade hat dich Hitler vergessen.›»

War das hier in Basel?

«Hier in unserer schönen Stadt.»

Ist Antisemitismus in Basel ein Thema?

«Es kommt darauf an, wie oft Sie erwarten, dass etwas geschehen muss, bis man von einem ‹Thema› reden kann. Ich glaube nicht, dass es jemanden in unserer Gemeinde gibt, der so etwas noch nie erlebt hat.»

Zahlen zum Antisemitismus gibt es nicht

Die Metzgerei steht nahe der Synagoge der Israelitischen Religionsgemeinschaft Basel (IRG), aus den Mauern des Gotteshauses ragen zwei Kameras, die Linse zum Eingang gerichtet, sämtliche Fenster sind engmaschig vergittert. Hier gehen die Mitglieder der orthodoxen Gemeinde ein und aus. Wie reagiert man, wenn beim Nachbarn Steine durchs Fenster fliegen?

«Wir nehmen das vielleicht etwas ruhiger als andere, weil wir erst einmal wissen wollen, wer dahintersteckt. Wir beteiligen uns nicht an Spekulationen. Wir sind beunruhigt, klar, wir sind auch vorsichtiger als sonst. Aber wir stehen in gutem Kontakt mit der Polizei», sagt Silbiger.

Das Medienecho der Steinwürfe auf die Metzgerei schallt dafür weit in die Stadt und dringt bis zu Extremismusforscher Samuel Althof. Er wird hellhörig, als er davon erfährt. Seine Nachforschungen in einschlägigen Foren der Neonazi-Szene verlaufen aber im Sand. Keine Reaktionen, kein Triumphgebell, nichts. «Ungewöhnlich», sagt Althof. Er bezweifelt, dass der oder die Täter aus einer rechtsradikalen Szene stammen.

Zurück im Büro des Rabbiners Silbiger. Er gilt als einer der Liberalen unter den Orthodoxen, zugewandt, hilfsbereit, doch seine Zeit ist knapp, und mit der Presse würde er ohnehin lieber über andere Themen sprechen. «Es ist besser, nicht über all das zu reden, es reizt die Leute und provoziert möglicherweise Nachahmer», sagt er.

An diesen Punkt kommt man oft in den Büros und Wohnzimmern, am Telefon und in Gesprächen auf der Strasse. Warum berichten, heisst es. Warum nachfragen. Warum Fälle sammeln, man wisse doch, das sei eben so. Lieber keine schlafenden Hunde wecken.

Da fragt man sich: welche Hunde? Der jüdische Teil der Basler Bevölkerung, organisiert in der Israelitschen Gemeinde Basel (IGB), zählt knapp über 1000 Mitglieder und lebt mit dem steten Gefühl, auf der Hut sein zu müssen. Man spürt das an den kurzen Wegen von den Wohnungen zur Schule und zu den Synagogen, man wohnt nahe. Man spürt das an den Kameras vor den Häusern. Man spürt das an den Hinweisschildern für Studienzentren, Gebetsräume, Büros, die lieber im Hauseingang versteckt als vorne an der Strasse befestigt werden.

Die kleine Reise durch die jüdische Gemeinschaft in Basel offenbart eine Gesellschaft, die sich ihrer Existenz durch lauter kleine Massnahmen versichern muss. Für sie ist das normal. Aber ist das normal?

25. Oktober: *Der umstrittene Politikwissenschaftler Bassam Tibi hält einen Vortrag in Biel-Benken. Der Saal platzt aus allen Nähten, auch viele Juden besuchen den Vortrag über «islamische Migration und Euro-Islam». Tibi spricht aus, was sich viele Politiker nicht zu sagen trauen: «Ich will hier nicht die Flüchtlinge anklagen. Sie können nichts dafür. Sie wurden im Orient zu Antisemiten erzogen.» In den Folgetagen kommen viele Interviewpartner auf Bassam Tibi zu sprechen.*

In der Schweiz werden, anders als zum Beispiel in Frankreich oder Deutschland, antisemitisch motivierte Gewalttaten nicht gesondert erhoben. Artikel 261bis des Strafgesetzbuches, besser bekannt als Antirassismus-Strafnorm, hält zwar Diskriminierung aufgrund rassistischer Motive fest. Aber ob eine Tat aus antisemitischen, antimuslimischen oder anderen rassistischen Gründen verübt wurde, lässt sich daraus nicht nachvollziehen.

Also stützen sich Medienberichte auf den jährlichen Antisemitismusbericht, ein gemeinsames Projekt des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds (SIG) und der Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus (GRA). Der Bericht registriert in der Deutschschweiz eine Zunahme der Vorfälle von 16 (2015) auf 39 (2017). Aber: Registriert werden nur Fälle, die bei der Meldestelle des SIG eingehen oder in den Medien publik wurden.

Heisst: Wie hoch die Dunkelziffer ist, lässt sich nicht abschätzen. Die Statistik ist auch in jüdischen Kreisen nicht unumstritten. Einer der Gründe für die wenig ausdifferenzierte Statistik ist aus Sicht der Behörden die Unmöglichkeit, am Tatort zu entscheiden, aus welchen Motiven gehandelt wurde.

Hitlergruss auf dem Friedhof

Auf dem israelitischen Friedhof liegt Herbstnebel über den Gräbern. Das Tor steht offen, eine Kamera linst vom Dach der Betonkapelle. Niemand ist da. Bis auf den Friedhofswärter, der hier jeden Sonntag für einige Stunden nach dem Rechten sieht. «Hier kommt immer wieder mal ein Grab zu Schaden», sagt er. Meist informieren die Stadtgärtnerei oder Besucher die Gemeinde. Diese meldet das der Polizei.

Die Öffentlichkeit erfährt davon nichts.

Einmal, das sei schon ein paar Jahre her, tauchten zwei Männer auf. Sie traten durch das Tor auf den Vorplatz vor die Kapelle, reckten den rechten Arm zum Hitlergruss und skandierten «Heil Hitler». Das Publikum war denkbar klein, der Friedhof lag verlassen da.

«Der Vorfall zeigt, dass das Sicherheitsbedürfnis jüdischer Institutionen nicht als Luxusforderung abgetan werden kann.»

Moshe Baumel, Oberrabbiner der Israelitischen Gemeinde Basel

Ein andermal hätten Jugendliche auf eines der Gräber uriniert. Dann hätten sie ein Buch mit arabischer Aufschrift darauf gelegt. Auch würden immer wieder Grabsteine umgeworfen.

Man könne das alles nicht quantifizieren, sagt der Friedhofswärter, mal sei lange nichts, dann gebe es wieder mehrere Vorfälle hintereinander. Er habe die Jungs mit dem Buch damals weggewiesen. Sie seien nicht befugt, hier zu sein, habe er zu ihnen gesagt.

Wo hört der Bubenstreich auf und wo fängt der Antisemitismus an?

«Mich nimmt das schon sehr wunder, wer hinter den Steinwürfen auf die Metzgerei steht», sagt der Friedhofswärter. Ihn beschäftige der Vorfall. «Es ist wichtig, dass darüber geredet wird. Man sieht ja, was los ist in Deutschland und Frankreich und in England.»

Dann redet er über Einwanderer aus dem «Orient», ringt um Worte, will niemanden vorverurteilen, «aber viele kriegen das mit über ihre Erziehung, ihre Kultur. Man muss gut unterscheiden zwischen antiisraelisch und antisemitisch» sagt er. «Aber für manche ist diese Unterscheidung egal, und über das redet niemand. Den Judenhass einiger Muslime, das muss man ansprechen.»

Dann schreibt er ein paar Namen auf einen Zettel. Man möge lieber an anderer Stelle weiterfragen, er sei nur der Friedhofswärter und auch nicht so oft hier.

27. Oktober: *In Pittsburgh, Pennsylvania, stürmt ein bekennender Antisemit während der Zeremonie zur Namensgebung eines Babys in eine Synagoge und erschiesst elf*

Menschen, sechs weitere werden verletzt. Ein Interviewpartner in Basel sagt: «In die USA zu ziehen ist als Option erst einmal vom Tisch.» Der Täter war US-Amerikaner.

Auf gepackten Koffern

Anna Rabin veranstaltet manchmal Führungen auf dem israelitischen Friedhof. Die wissenschaftliche Mitarbeiterin kommt gerade von einer Sitzung des Jüdischen Museums an der Kornhausgasse, als die TagesWoche anruft.

Von den Vorfällen auf dem Friedhof weiss sie nichts, aber zum Lebensgefühl in Basel hat sie schon was zu sagen, denn das habe sich verändert.

Als Rabin vor einigen Jahren aus Freiburg im Breisgau nach Basel zog, sei das ein unbeschwertes Ankommen gewesen. Aber das politische Klima im europäischen Raum habe in den vergangenen Jahren am Vertrauen und der alten Unbeschwertheit gerüttelt.

«Ich schaue mittlerweile, wie wir auf der Strasse angezogen sind, damit wir nicht gleich erkannt werden. Früher haben wir beim Familieneinkauf im Laden sorgloser diskutiert – dürfen wir das essen, ist das koscher? Solche Diskussionen lassen wir jetzt. Und wir sprechen ausser Haus Deutsch, nicht mehr Hebräisch.»

Rabin sagt, sie wohne nach wie vor gerne in Basel, hier fühle sie sich wohl. Aber sie kriege auch mit, dass seit Jahren Teile der Gemeinde abwandern, was in Basel nichts Neues sei. Es habe hier immer einen verstärkten zionistischen Zug gegeben. Herzl lässt grüssen. Rabin behält diesen Gedanken vorerst nur im Hinterkopf, sagt aber: «Ich sitze auf gepackten Koffern.»

Die Museumsmitarbeiterin macht die politische Grosswetterlage für ein zunehmendes Angstgefühl verantwortlich. Aber nicht alle teilen diese Furcht, manche nennen sie «irrational».

Zum Beispiel ein Apotheker, der anonym bleiben will. Er sagt: «Ich halte diese neue Angst für Mumpitz. Es ist noch nichts passiert, es gibt keinen Grund zur Sorge. Ich bin aber auch hart im Nehmen.» Seinen Söhnen rät er aber, ausserhalb des Schulhofs eine Mütze über der Kippa zu tragen. «Das sind normale Massnahmen, ich empfinde das nicht als Schikane.»

Der Mehrheit der Befragten geht es aber wie Anna Rabin.

Stimmen aus der Gemeinde

Daniel Erlanger, Mitglied im Vorstand der jüdischen Primarschule Leo Adler sagt: «Manchmal denke ich an jene, die im Rückblick auf die Zeit vor der Schoah, also die 1930er-Jahre in Deutschland, fragen: Warum ist man nicht früher gegangen, die Zeichen haben sich doch über Jahre verdichtet? Ich habe manchmal diesen irren Gedanken, dass wir in Zukunft ein Geschichtsbuch aufschlagen und uns mit Blick auf heute dasselbe fragen.»

Philip Karger, ehemaliger Sicherheitsverantwortlicher der IGB, sagt: «In Basel ist die Bedrohungslage sicher erhöht, immerhin haben wir hier zwei offene Grenzen. Und dann ist da die Geschichte mit Herzl und Basel als einer der Gründungsstätten Israels. Das macht Basel für die jüdische Diaspora besonders. Aber damit rückt die Stadt eben auch in den Fokus.»

21. Oktober: *Die IGB erhält einen neuen Vorstand. Der neue Präsident Manuel Battegay macht das Thema Sicherheit zur Chefsache. Die dominierenden Schlagworte des Abends sind aber Diversität, Miteinander und Dialog. Die Angriffe auf die Metzgerei sind an der Mitgliederversammlung kein Thema.*

Die Frage nach der Täterschaft

Moshe Baumel hat keinen leichten Job. Seit Jahren schrumpft die Gemeinde. Seit seinem Amtsantritt als Oberrabiner der IGB ist die Zahl der abwandernden Familien aber zurückgegangen. Wir wollen Baumel treffen, um über die Verunsicherungsgefühle der Gemeindemitglieder zu sprechen. Wie sieht er die Lage in Basel?

Der Sicherheitsmann vor der Synagoge prüft den Identitätsausweis der Besucher. «Den Presseausweis auch, bitte», als Journalist könne sich schliesslich jeder ausgeben. Man möge kurz warten. Zwei Tagesmütter des Kinderhorts Ganon schieben ihre Kinderwagen durchs Tor, dem Sicherheitsmann sagen sie beiläufig, wohin sie gehen, wie lange sie dort bleiben, wann sie zurück sind. «Das machen wir immer so», sagt der Wachmann. Der Rabbiner habe jetzt Zeit.

«Ich schaue mittlerweile, wie wir auf der Strasse angezogen sind, damit wir nicht gleich erkannt werden.»

Anna Rabin, Mitarbeiterin des Jüdischen Museums der Schweiz

Baumel, ein ruhiger Typ, hat von den Vorfällen bei der Metzgerei gehört. «Weiss man schon, wer das war?» Das sei wichtig, nicht für die Sicherheitsfrage, die stelle sich ohnehin stets aufs Neue. Aber für die Verarbeitung und Bewertung. «Sollte muslimischer Antisemitismus dahinterstecken, dann ist das ein europäisches Problem. Falls es ein Schweizer Neonazi war, ist die Sache komplizierter. Dann stellt sich die Frage: Ist das ein lokales Problem?»

Die möglichen übrigen Fälle bezieht Baumel nicht in seinen Problemaufriss ein. Sie gehören offenbar zur banaleren Risikomasse alltäglicher Gefahr.

Baumel hat Ende Oktober noch keine Reaktionen aus der Gemeinde erhalten. Man reagiere da gelassen, mit so etwas müsse man bedauerlicherweise rechnen. Er könne sich aber vorstellen, dass nach diesem Ereignis ein Ruck durch die Gemeinschaft geht, dass man enger zusammenwachse. Das sei in Zeiten, in denen engagiert über die Einheitsgemeinde – also das Zusammenleben der verschiedenen Strömungen unter einem Dach – diskutiert werde, auch wieder nicht so schlecht. So zynisch das klingen mag.

Und letztlich zeige der Vorfall auch, sagt Baumel, dass das Sicherheitsbedürfnis der jüdischen Institutionen in Basel nicht als Luxusforderung abgetan werden könne. Dass sie politisch und gesellschaftlich ernst genommen werden müssen. Dass Herr Stefansky so offensiv auf die Medien zuging, sei durchaus ungewöhnlich, aber im Dienste der Sicherheit aller Juden in Basel sei das ein wertvoller Schritt, so Baumel.

31. Oktober: *Der Regierungsrat Basel-Stadt verabschiedet einen Ausgabenbericht für höhere Polizeipräsenz bei jüdischen Institutionen. Konkret soll das Korps um acht bewaffnete Sicherheitsassistenten aufgestockt werden, «um die polizeiliche Präsenz zugunsten der Sicherheit der jüdischen Gemeinschaft dauerhaft zu erhöhen», heisst es in der Medienmitteilung. Zudem beantragt der Regierungsrat dem Grossen Rat, ab 2019 jährlich wiederkehrende zusätzliche Ausgaben von 746 000 Franken zu bewilligen. Die jüdischen Gemeinden der Stadt sollen ihre Sicherheitsausgaben damit senken können.*

Mit diesem Entscheid wird eine lange dauernde Debatte zwischen den Sicherheitsbehörden, der Politik und der IGB vorläufig beendet. Die hohen Sicherheitsausgaben hatten die Gemeinde in den vergangenen Jahren aufgerieben. Es geht um Geld für Kameras, Sicherheitsschleusen, Panzerglas, das ganze normale Gerät für ein normales jüdisches Leben im Basel des 21. Jahrhunderts.

8. November: *Im Gedenken an die Reichspogromnacht vom 9. November 1938 werden in Basel, Bern, Genf, Lausanne und Zürich die Synagogen in bunten Farben beleuchtet. In jener Nacht vor 80 Jahren brannten in Deutschland 1400 Synagogen, über 400 Menschen verloren ihr Leben, über 30 000 wurden in Konzentrationslager verschleppt. Fenster und Scheiben von Geschäften wurden eingeschlagen. Der Name Kristallnacht wird heute nicht mehr verwendet. Er gilt als verharmlosend.*

Für den Präsidenten der Genossenschafts-Metzgerei, Leopold Stefansky, haben sich die Wogen geglättet. Die Scheiben sind repariert, Stefansky redet am Telefon geschäftig im Alltagsroutineschnellsprech. Er überlege sich, vor der Metzgerei Kameras zu montieren, man wisse ja nie.

Die Staatsanwaltschaft ermittelt. Sie nimmt zu laufenden Verfahren keine Stellung und bittet, das Wort «Sachbeschädigung» zu verwenden. Alles andere sei unsachlich und entbehre jeder Beweisgrundlage. ×

Jüdische Gemeinde in Basel

Wir müssen reden, fordert Erik Petry, stellvertretender Leiter des Zentrums für Jüdische Studien an der Uni Basel.

«Zurückhaltung ist in Basel allgemein verbreitet»

von Daniel Faulhaber

Erik Petry hat sich seit seinem Amtsantritt 1998 einen Namen als kritischer Experte gemacht und geniesst einen ausgezeichneten Ruf. Unter seiner Ägide wurde das Zentrum für Jüdische Studien an der Uni Basel zu einem Ankerzentrum jüdischer Kultur, das in kulturellen, politischen und religiösen Fragen rege konsultiert wird.

Erik Petry, wie beurteilen Sie die Angriffe auf die koschere Metzgerei?

Das ist eine ganz neue Qualität, denn Übergriffe gegen jüdische Einrichtungen oder Personen kommen zwar immer wieder vor – nur sind sie meistens verbaler Natur. Hier haben wir es mit einem physischen Angriff zu tun. Es ist klar, dass dieser Vorfall grosse Resonanz erzeugt, aber solange das Motiv nicht geklärt ist, wird sich die jüdische Gemeinde mit Reaktionen stark zurückhalten.

Haben wir es mit einer gewachsenen Bedrohung für Juden zu tun?

Ich stelle innerhalb der jüdischen Gemeinschaft das Gefühl fest, einer stärkeren Bedrohungslage ausgesetzt zu sein. Dieses Gefühl ist häufig mit der aktuellen Situation in Israel verknüpft, denn die dortigen politischen Manöver werden grundsätzlich auf die Jüdinnen und Juden in der Diaspora projiziert. Die Wahrnehmung einer verstärkten Bedrohung hängt auch mit den gehäuften Vorfällen im nahen Frankreich zusammen.

Sollte mehr über einzelne, auch kleinere Vorfälle gesprochen werden?

Es müsste unbedingt mehr über alltägliche Formen des Antisemitismus geredet werden. Wenn all die kleinen Vorfälle verschwiegen werden, dann sind irgendwann alle überrascht, wenn etwas Grösseres passiert. Ich wünschte mir, die Steinwürfe auf die Metzgerei lösten eine Debatte aus.

Was kann diese Debatte leisten?

Zuvorderst kann sie darauf hinweisen, dass es das Gefühl einer verstärkten Bedrohungslage, ja, vielleicht eine Angst innerhalb der jüdischen Gemeinschaft gibt. Es braucht diese Debatte auch, weil das Unsicherheitsgefühl sonst nur an den Jüdinnen und Juden hängenbleibt. Grosse Teile der jüdischen Basler Gemeinde leben seit Generationen in dieser Stadt, das sind Schweizerinnen und Basler und sie sind Teil der Gesellschaft. Es sollte in dieser Frage keine Trennlinien geben. Es sollte eine Frage des kollektiven Umgangs mit dem Thema Antisemitismus sein.

«Ich wünschte mir, die Steinwürfe auf die jüdische Metzgerei lösten eine Debatte aus.»

Erik Petry, stellvertretender Leiter des Zentrums für Jüdische Studien, Uni Basel

Inwiefern spielt das Tatmotiv für den kollektiven Verarbeitungsprozess eine Rolle?

Es ist ganz grundsätzlich wichtig, herauszufinden, wer das war. Denn damit geht es auch um die Frage, ob da einfach jemand wahllos randalieren wollte oder gezielt die Metzgerei im Blick hatte. Ich glaube, Letzteres ist der Fall. Natürlich ist es für die Gemeinde wichtig zu wissen, ob die Tat antisemitisch motiviert war, weil daran ganz konkrete Fragen anknüpfen. Müssen wir uns besser schützen?

Wird ein Angriff auf eine einzelne jüdische Einrichtung automatisch als Angriff auf das Kollektiv empfunden?

Ja, denn es ist ja nicht so, dass dieses Geschäft eines von zahllosen koscheren Geschäften in Basel ist. Es wird von aussen wie auch innerhalb der Community als Repräsentant der jüdischen Community wahrgenommen.

Die Öffentlichkeit erfährt kaum von Übergriffen, die es auch in Basel gibt. Man wolle sich aus Angst vor Nachahmern nicht exponieren, heisst es.

Die Zurückhaltung ist meiner Meinung nach kein jüdisches Phänomen, sondern eine verbreitete Haltung in Basel. Man hält sich mit privaten Befindlichkeiten zurück. Den Betroffenen stellt sich die Frage: Wollen wir den Tätern eine weitere Plattform bieten? Ich respektiere diese Haltung.

Manuel Battegay, der neue IGB-Präsident, sagte zur TagesWoche, er registriere in Basel ein grosses Interesse am Judentum.

Das hat mich selber auch erstaunt, als ich vor 20 Jahren hier Fuss gefasst habe. Das Interesse an jüdischen Themen, an jüdischer Geschichte, Kultur und Religion ist in Basel schon aussergewöhnlich.

Weder Bund noch Kanton führen eine Statistik über antisemitisch motivierte Angriffe. Wäre das nicht angebracht, um genauere Aussagen machen zu können und etwaige präventive Massnahmen zu ergreifen?

Ich wäre dafür, dass man das gesondert ausweist, weil ich überzeugt bin, dass man Rassismus und Antisemitismus in der Definition und der Anschauung trennen muss. Sie haben ähnliche Wurzeln und können sich ähnlich äussern. Aber es ist noch mal eine andere Sache, ob man per se gegen Ausländer ist oder ob man Hass gegen eine bestimmte Gruppe hegt, die Teil der eigenen Gesellschaft ist. Viele jüdische Familien leben, wie gesagt, seit Generationen in Basel, das sind Schweizer Bürgerinnen und Bürger. Wenn sie angefeindet werden, ist das für mich nicht Rassismus, sondern klar antisemitisch motiviert.

Macht es sich der Staat zu einfach, wenn er sagt, die trennscharfe Unterscheidung der Motive resultiere in zu viel Aufwand?

Was hier sicher mitschwingt, ist die verbreitete Haltung, die Schweiz sei stets, also auch in den 1930er- und 1940er-Jahren, ein neutrales Land gewesen, und dass der Antisemitismus hier nie so schlimm gewesen sei wie in Deutschland und Frankreich. Und ja, ich finde man macht es sich damit zu einfach. Gerade jetzt sollte man keine pauschalen Urteile fällen, sondern auf Feinheiten bedacht sein. Für die Debatte wäre das wichtig, denn erst wenn man konkret weiss, wie viele der jährlich als Rassismus definierten Straftaten antisemitisch motiviert sind, kann man darüber reden, ob wir als Gesellschaft ein Problem mit Antisemitismus haben. ×

Erik Petry, geboren 1961 in Kassel, studierte in Göttingen Mittlere und Neuere Geschichte, Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie Sportwissenschaft. Nach mehreren Studienaufenthalten in Israel zog Petry 1998 nach Basel. Er ist stellvertretender Leiter des Zentrums für Jüdische Studien an der Uni Basel.

Steht für nichts ein: Basler Exekutive. FOTO: SPRECHER CORTELLINI

Basler Regierung

In der Fantasie ist Basel ein Labor der Ideen. Mit der Realität hat das leider nichts zu tun. Eine Zustandsanalyse.

Am toten Punkt angelangt

von Renato Beck und Yen Duong

Als die Zahl der ankommenden Flüchtlinge stieg und stieg, griff SP-Sozialdirektor Christoph Brutschin zum Telefon. Er nutzte seine guten Kontakte in die Chefetagen der grossen Konzerne. Er sagte: «Wir brauchen euch jetzt.»

Ein paar Tage später stand er vor den Medien und stellte einen Ausbildungsplan vor sowie Firmenchefs von KMU und Multis, die bereit waren, Arbeitsplätze für Flüchtlinge zu schaffen. Und weil er wusste, wie wichtig den Baslerinnen und Baslern ihr Selbstverständnis als weltoffene, hilfsbereite Stadtgemeinschaft ist, liess er Justizministerin Simonetta Sommaruga seine besten Grüsse ausrichten: «Wir wissen, wie es geht, wir können mehr Flüchtlinge aufnehmen.»

Es war nur eine von vielen Aktionen in den letzten zwei Jahren, mit denen die Basler Regierung schweizweit Anerkennung und Achtung erntete.

Auch der angeschlagene Bau- und Verkehrsdirektor Hans-Peter Wessels hatte sich für die Flucht nach vorne entschieden und vier autofreie Sonntage im Jahr verfügt. Wessels stellte sich hin und proklamierte: «Baslerinnen und Basler, holt euch eure Stadt zurück.» Es war der Durchbruch in der festgefahrenen rotgrünen Verkehrspolitik: Die Leute verstanden die Verbannung des Autos nicht als Verzicht, sondern als Befreiung.

Wessels legte nach: Die Entwicklung des ehemaligen BASF-Areals im Klybeck wurde der Bevölkerung überantwortet. Wessels rief die Menschen dazu auf, Ideen einzureichen, was mit dem Gelände geschehen soll. Dann liess er darüber abstimmen. Die eigens dafür entwickelte Software schaffte, was den sogenannten Mitwirkungsverfahren zuvor nie gelungen war: Die Basler konnten ihre Stadt so gestalten, wie sie es für richtig hielten.

Nur ein Traum

Nichts davon ist wahr. Wahr ist: Für die gelungene Arbeitsintegration von Flüchtlingen beachtet wird nicht Basel, sondern der Bergkanton Glarus. Die Basler Stadtentwicklung ist fest in den Händen des technokratischen Verwaltungsapparats. Und der Rückbau der Autostadt kommt nicht voran.

Es gibt keine geplante Spitalfusion, die den Prämienzahler entlastet, sondern eine, welche die Marktmacht der öffentlichen Spitäler stärkt. Keinen Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger (CVP), der die Luft aus dem aufgeblähten Gesundheitssystem lässt, der erklärt: «So kann es nicht weitergehen.»

Es gibt keinen Sicherheitsdirektor Baschi Dürr, der nach zig Einsätzen im Auftrag privater Immobilienbesitzer zur Einsicht gelangt ist und sagt: «Wir brauchen die Polizei, um die Kriminalität zu bekämpfen, nicht als Vollstreckungsgehilfen von Hausbesitzern, die ihr Eigentum verlottern lassen.»

Am FDP-Politiker zeigt sich die Wesensveränderung der Basler Regierung am deutlichsten. Als er 2012 jung und ehrgeizig für die Regierung kandidierte, ging ein Ruck durch die Stadt. Dürr stellte vermeintliche Gewissheiten wie das System der Kulturförderung auf den Kopf. Linksliberale Journalisten waren elektrisiert vom wortgewandten PR-Mann und seinen Überzeugungen, die den bestehenden politischen Konsens frontal angriffen.

Dürr war ein Versprechen. Folglich entsorgte die rot-grüne Regierung den ambitionierten Politiker nach seiner Wahl im Justiz- und Sicherheitsdepartement, wo man vor allem durch Fehler auffallen kann. Vom Baschi Dürr vergangener Tage ist entsprechend wenig übriggeblieben. In der Praxis setzt er spätestens seit der nur knapp geschafften Wiederwahl auf Repression und einen dumpfen Legalismus, etwa im Umgang mit Sans-Papiers.

Worte bleiben Worte, Taten bleiben aus. Für Dürr wie für seine Kollegen gilt: nichts bewegt, nichts erregt. Die Basler Regierung ist an einem toten Punkt angelangt. Jetzt, in den Jahren zwischen den Wahlen, stünde das Zeitfenster offen für Wagnisse. Die Wirtschaft brummt, die Steuereinnahmen sprudeln. Es ist die Zeit, um zu gestalten und politische Überzeugungen in Taten umzusetzen. Doch wie viel Überzeugung, wie viel Mut steckt überhaupt noch in dieser Regierung?

In Basel klopft man sich ausgiebig auf die eigene Schulter – aber wofür eigentlich?

Gibt es seit der Methadonabgabe an Süchtige irgendein «Basler Modell», das in der Schweiz Schule gemacht hätte? In der Wohn- und Freiraumpolitik traut sich selbst die Kommerzmetropole Zürich mehr zu. In der Verkehrspolitik zeigt Winterthur, wie es gehen könnte, und in der Sozialpolitik beschreitet der Kanton Waadt mutige Wege. Derweil klopft man sich in Basel ausgiebig auf die eigene Schulter – aber wofür eigentlich?

Zum Beispiel für die Erfolgsgeschichte Messe Schweiz. Jahrelang verbat sich die Regierung jede Einmischung, ignorierte Hinweise auf rücksichtslose Geschäftspraktiken und verblendete Strategien. Bis die Baselworld kollabierte und der Rest dieses einstigen staatlich-privaten Vorzeigeunternehmens ins Taumeln geriet.

Zum Beispiel für die eigene Wohnungspolitik. Trotz Wohnungsnot, steigenden Mieten und einer langen Serie von Massenkündigungen verteidigt die Regierung bis zum heutigen Tag ihre Strategie. In Basel läufts prächtig, solange die Investoren freie Hand haben, lautete der Tenor. Bis zum 10. Juni, als eine Mehrheit der Basler Bevölkerung vier Initiativen guthiess, die nach massiven Staatseingriffen verlangen.

Das Erstaunliche dabei ist die Reaktion der vorgeführten Exekutive. Der 10. Juni wird ignoriert, es wird munter weiter abgerissen und gekündigt in der Stadt. Dabei berichtete sogar die «Frankfurter Allgemeine» ganzseitig über den «Aufstand der Basler Mieter». Lukas Ott, seit einem Jahr Stadtentwickler, warnt in diesem Beitrag eindringlich davor, mit neuen Gesetzen «Bauinvestoren abzuschrecken». Nichts schlimmer als den Auftrag der Bevölkerung umzusetzen – so liest sich das.

Kein Handlungsbedarf

Ott ist die Schlüsselpersonalie der diskreten Regierungspräsidentin Elisabeth Ackermann: Wer ihn versteht, versteht sie. Als die TagesWoche in einer aufwühlenden Reportage über die Kinder des Klybeckquartiers berichtete, über Alleinerziehende, die aus ihren Wohnungen fliegen, über Kinder, die sich selbst überlassen sind, wies Ott jeden Handlungsbedarf zurück.

Den sieht der Stadtentwickler dafür auf dem Dreispitz, wo eine sogenannte Smart City entstehen soll. Was das sein wird, weiss keiner, vermutlich auch Ott nicht. Er fliegt seit der feierlichen Ankündigung um die Welt, um sich Inhalte für sein Konzept zu holen. Politik für den Prospekt statt für die Bevölkerung. Statt sich um vernachlässigte Quartiere wie das Klybeck zu kümmern, hangelt sich der Stadtentwickler von Schlagwort zu Schlagwort. Immer exakt auf Regierungslinie.

Unlängst beklatschte Ott in den sozialen Medien, dass der Kanton von der Ratingagentur Standard & Poor's auf AAA aufgewertet wurde. Offenbar ein weiterer Beweis für die herausragende Politik im Stadtkanton. Freilich hat dieses Rating weder auf den Alltag der Menschen noch auf die Regierungspolitik selbst irgendeinen Einfluss.

Dort gilt, hört man aus Regierungskreisen, sowieso ein anderes Triple A als Mass allen Handelns: AAA – Arme, Alte, Ausländer. Problematische Faktoren, die es zu verringern gilt, um die Prosperität der reichsten Stadt der Schweiz weiter zu erhöhen. Was unweigerlich die Frage aufwirft: Worin besteht eigentlich der Wertekern dieser Regierung, und wie passt ihre Politik dazu?

Seit bald 14 Jahren ist Rot-Grün in Basel an der Macht. Als SP und Grüne 2004 die Regierungsmehrheit eroberten, war in Deutschland noch Gerhard Schröder Bundeskanzler und in den USA George W. Bush Präsident. Das fühlt sich nicht nur so an – es ist tatsächlich lange her.

Es wäre falsch zu sagen, dass sich in Basel in den vielen Jahren seither nichts zum Besseren verändert hat. Die Stadt hat enorm an Lebensqualität gewonnen, hat das Rheinufer belebt, Begegnungszonen geschaffen, kulturelle Angebote ausgebaut. Die Folgen jahrelanger Misswirtschaft sind bewältigt, eine positive Grundstimmung prägt das Leben in Basel.

Aber die linke Regierungsmehrheit scheint nach Jahren vieler kleiner Verbesserungen am Ende ihrer Mission angelangt. Sie bewahrt und blockiert, sie verändert nicht mehr. Es fehlt das Fernziel, an dem sich das Handeln von Politik und Verwaltung ausrichten muss. Es fehlen mutige Entscheide, Ideen, grosse Debatten. Man gibt sich zufrieden mit dem Verwalten seiner selbst.

Neue Regierungsräte wie der LDP-Mann Conradin Cramer fügen sich harmonisch in die Erzählung ein, wonach alles zum Besten steht. Seinen bislang einzigen politischen Kampf hat Cramer indes verloren. Er hat die Baselbieter Sparforderungen anstandslos akzeptiert und damit die Universität erheblich beschädigt.

Seither betreibt Cramer vor allem eine Politik für die Kameras. Als unlängst eine Sportgarderobe eröffnet wurde, joggte er in Journalistenbegleitung einmal quer durch die Stadt. Was er erreichen will, worin er die Probleme im Bildungsapparat sieht und welche Lösungen er parat hat, weiss niemand. Conradin Cramer ist auch als Regierungsrat ein Politiker ohne Konturen geblieben.

Und Wessels? Der Bau- und Verkehrsdirektor lächelt einfach alles weg. Erneuter Pfusch am Bau des Biozentrums? Schienen-Debakel bei den BVB? Alles egal. Nichts berührt ihn, für nichts ist er verantwortlich. Die politische Empathie ist dem SP-Mann abhanden gekommen.

En passant werden Pläne für ein neues Parkhaus unter der Tschudi-Matte vorgestellt, weitere Bauarbeiten für ein Quartier, das seit Jahren umgegraben wird. Innert weniger Wochen sammeln die Anwohner 3500 Unterschriften gegen das Parking.

Diese Woche gab Wessels bekannt, dass er zusammen mit dem Bund und Baselland an der Planung einer neuen Autobahn ist, des sogenannten Westrings. Der politische Selbstmord für einen Sozialdemokraten, der ernsthaft mit dem Gedanken spielt, in zwei Jahren nochmals zur Wiederwahl anzutreten.

Fehlendes Fernziel

Irrlichternd nähert sich Wessels seinem politischen Ende. Doch nicht nur seine Zeit läuft ab – in den kommenden zwei Jahren wird sich eine neue Ordnung herausbilden an der Spitze dieses Kantons, wird ein Zyklus beschlossen werden. Schafft Finanzdirektorin Eva Herzog den Sprung in den Ständerat, erzeugt das ein gewaltiges Vakuum in der Basler Regierung.

Herzog, die herausragendste Basler Politikerin der letzten Jahrzehnte, bestimmte nicht bloss die Regierungspolitik, sie dominierte jede einzelne Sitzung des Gremiums. Sie entschied, wofür es Geld gab und wofür nicht, und damit über Erfolge und Rückschläge anderer Regierungsräte. Unter Herzog erreichte Basel-Stadt den wirtschaftlichen Zenit. Vermutlich geht sie vor dem langsamen Abstieg.

Eine Zeitenwende kündigt sich an in Basel-Stadt. Mit unklarem Ausgang, aber bei klarer Ausgangslage: Die Zeit ist reif für einen Neuanfang. ×

«Es ging mir nicht um den Arbeitsplatz, sondern um die Verantwortlichkeit» – Andreas Hanslin. FOTO: ELENI KOUGIONIS

Robi-Spiel-Aktionen

Nach seinem Kampf gegen die GGG steht der grösste Basler Kinderbetreuer auf eigenen Füssen. Am Steuer sitzt wieder der vermeintlich geschasste Geschäftsführer.

Andreas Hanslin: «Das wird jetzt richtig toll»

von Olivier Joliat

Beim grössten privaten Anbieter für Kinderbetreuung in Basel, den Robi-Spiel-Aktionen, ging es in diesem Jahr drunter und drüber. Die Finanzen waren aus dem Lot geraten, Geschäftsführer und Vereinsikone Andreas Hanslin wurde öffentlich der Veruntreuung von 500 000 Franken beschuldigt. Und dann schien es für die Robi-Leute auch noch so, als ob die Trägerin GGG Basel ihnen unter dem Deckmantel einer Rettungsaktion jegliche Freiheit rauben wollte.

Inzwischen haben sich die Wogen geglättet, die GGG lenkte letztlich ein und übergab vergangene Woche die volle Verantwortung an den neuen Vorstand des Vereins Robi-Spiel-Aktionen. Und Andreas Hanslin, der während des Konflikts einen Maulkorb erhielt, darf wieder mit den Medien sprechen.

Herr Hanslin, Sie sind jetzt wieder Geschäftsführer der Robi-Spiel-Aktionen, die GGG hat die Loslösung gutgeheissen. Gleich nach dem Entscheid beschrieben Sie dies als schönes Gefühl der grossen Freiheit.

Sagte ich grosse Freiheit? Nun, es war ein sehr intensives und forderndes Jahr auf einer emotionalen Achterbahn.

«Das Schönste war die grosse Solidarität, die ich bekam.»

Aber jetzt feiern Sie den Höhepunkt, oder nicht?

Nein. Das Schönste war die grosse Solidarität, die ich bekam, nachdem eine Lokalzeitung einen Artikel über die Robi-Spiel-Aktionen schrieb und die Lage so wirken liess, als hätte ich 500 000 Franken veruntreut. Das war frei erfunden! Der Artikel war mein Tiefpunkt.

Wie sah denn die Solidarität danach konkret aus?

Da kam viel Zuspruch von allen Robi-Mitarbeitern und einem immer grösser werdenden Umfeld: «Es geht weiter, sei mutig!» Das waren nicht bloss Lippenbekenntnisse, die sind den Weg mitgegangen. Die haben das Projekt bis heute mitgestaltet, die Geschicke in die Hand genommen. Mit denselben Werkzeugen gewirkt, die wir Robi-Leute auch im Berufsumfeld mit den Kindern leben: Partizipation, Mitbestimmung, Bottom-up, Basisdemokratie.

Ihre Bottom-up-Kultur hat am Ende gegen die Top-down-Entscheide der GGG gewonnen?

Am Ende war es ein politischer Entscheid, getragen von allen involvierten Akteuren, die gemeinsam den Weg aus der Krise gesucht haben.

Das Erziehungsdepartement (ED), Ihr mit Abstand grösster Geldgeber, hat also seinen Einfluss geltend gemacht?

Eigentlich war es eher ein gesellschaftlicher Entscheid, der zu dieser Trennung im Guten führen konnte. Der Entscheid wurde sehr wohl auch in die Politik getragen, mit den Anfragen und Interpellationen von Eltern, dann auch mit einer Petition von Grossräten an Regierungsrat Conradin Cramer. Und es wäre sicher anders gekommen, hätte das ED nicht reagiert und seinen Einfluss geltend gemacht.

Inwiefern?

Hätte das ED den Berichten geglaubt, hätte es den Verein Robi ja als maroden Betrieb erachten und die Verträge zurückziehen müssen. Stattdessen setzte es aber alle Akteure an einen Runden Tisch und vermittelte.

Wie reagierten all die Eltern auf die schlechte Presse, sprich diejenigen, die Ihnen ihre Kinder anvertrauen?

Kein einziges Kind wurde abgemeldet. Genau das meine ich mit dem gesellschaftlichen Entscheid: Wir haben die Eltern ebenso überzeugt wie die Politik. Uns war ja auch immer wichtig, dass die Kinder und Jugendlichen nichts von unserem Kampf mitbekommen. Darum drohten wir auch nie, Spielplätze zu schliessen.

Die Diskussion drehte sich lange fast nur um Sie. Fühlten Sie sich da instrumentalisiert? Oder war das gewollt?

Ich stehe extrem ungern im Zentrum. Aber ich wurde halt ins Zentrum gezerrt – mit den Anschuldigungen, dann mit der Solidarität.

So sah es von aussen aus. Aber wie lief es intern?

Der Robi-Geschäftsleitung war von Anfang an klar: Wir stehen zusammen, haben dieselbe Mission, dieselben Werte und ein gemeinsames Ziel. Da war ich natürlich mittendrin. Denn auch wenn manche Medien das anders darstellten, war ich zu keinem Zeitpunkt nicht mehr Geschäftsleiter. Manche Dinge liefen einfach neu über die interimistisch von der GGG eingesetzte Geschäftsleitung, andere über mich.

Sie sind trotz Kündigung einfach geblieben und haben die interne Resistance lanciert?

Eine formelle, offizielle Kündigung hat eben nie stattgefunden.

So konnten Sie also im Stillen die Strippen ziehen.

In den letzten Monaten habe ich gelernt, gut auf die Wortwahl zu achten. Oder das «Wording», wie es heute heisst. Nun: Die Strippen gezogen? Habe ich nie. Ich habe mit offenem Visier gekämpft. Die andere Seite mag das anders wahrnehmen. Aber wir haben immer offen kommuniziert, wofür wir stehen.

Nach aussen durften Sie aber nicht mehr kommunizieren.

Heute bin ich überzeugt, das war besser so. Sonst hätte es noch mehr Reibung gegeben, zumal in den Medien. Klar war wichtig, dass die TagesWoche die Situation dann auch richtig beleuchtete. Da fanden viele Leute Information und Antworten – ohne Effekthascherei, gut recherchiert, und so, dass beide Seiten zu Wort kamen.

Ihr Wort fehlte.

Aber auch da war wichtig, dass sich andere Gruppierungen äusserten, und nicht die Geschäftsleitung. Durch das Umfeld kam die Sache auf eine breitere Ebene. Und da ging es im Kern ja nicht um mich, sondern um den Betrieb mit über 350 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.

Jetzt bleiben Sie weiter auf Ihrer angestammten Position?

Ja, aber nicht weil ich mich krampfhaft an die Stelle klammere. Es ging mir nicht um meinen Arbeitsplatz, sondern wie der gesamten Geschäftsleitung um die Verantwortlichkeit.

Vor der ganzen Geschichte wollten Sie aber schon einmal zurücktreten.

So ging es ja los! Die Arbeit wurde die letzten Jahre ja nie weniger und irgendwann ist einfach genug. Deshalb wollte ich Anfang 2018 mit dem Vorstand früh genug die Nachfolgeregelung anschauen. Die Rückmeldung war: «Prima. Als Dank für die gute Arbeit geben wir dir einen goldenen Fallschirm und übernehmen ganz.» Das mit den fehlenden 500 000 Franken kam ja dann erst später, als ich so nicht gehen wollte.

«Es ist jetzt sogar ganz wichtig, dass wir die volle Verantwortung über unser Geschäft haben.»

Tempi passati. Nun lastet auf Ihren Schultern ohne die GGG noch mehr Verantwortung. Die Öffentlichkeit sowie das ED werden kritisch beobachten, ob es der Verein Robi alleine schafft.

Ja.

Sieht so die «grosse Freiheit» aus?

Nun muss ich etwas ausholen: Vor etwas über 30 Jahren fing ich auf dem Robi Horburg als Spielplatzleiter-Assistent an, dann ging es immer weiter – bis zum Geschäftsleiter. Entscheidend ist: Ich mache die Arbeit extrem gern. Hier darf man etwas entwickeln. Man darf ausprobieren, auch mal Fehler machen. Das hat sehr viel Freiheitliches, Tag für Tag. Ich empfinde das als Privileg. Aber das Schönste ist, in ein Team eingebunden zu sein, das gemeinsam etwas entstehen lässt.

Aber Sie spüren schon, dass Sie jetzt noch mehr Verantwortung tragen?

Davor haben wir uns nie gescheut. Es ist jetzt sogar ganz wichtig, dass wir die volle Verantwortung für unser Geschäft haben. Am schlimmsten war es ja, für etwas verantwortlich gemacht zu werden, wofür man gar nicht oder nur teilweise verantwortlich ist.

Was packen Sie als Erstes an?

Wir müssen konsolidieren, damit die Bereiche wieder besser ineinandergreifen. Die letzten drei Quartale haben schon Spuren hinterlassen. Alle wissen, wir benötigen klarere Strukturen als bisher.

Die neue Leitung hat mit den Finanzen also ein altes Problem?

Das ist so. Es braucht jetzt Strukturen, die die Grösse und Vielfalt des Vereins abbilden. Wir müssen die Kostenstellen und Rechnungslegung wirklich auf allen Plätzen und Stufen verinnerlichen.

Solche Vorgaben wirkten zuletzt auf viele Spielplatzleiter wie ein rotes Tuch. Wie reagieren sie heute darauf?

Die Mitarbeitenden fürchteten damals einzig, der Verein werde künftig rein nach Kennzahlen geführt. Die Robi-Geschäftsleitung muss die Zahlen mit dem Vorstand nun sachlich anschauen – wie auch zuvor schon. Es ist letztlich nichts als verantwortlich gegenüber den Angestellten, Nutzern und Gebern, wenn man weiss, wie es um die Mittel steht.

Dem neuen Vorstand fehlen bekannte oder erfahrene Köpfe.

Aber keinesfalls die nötigen Kompetenzen in Finanzen, Recht oder Projekt-Management. Dazu sind alle unverbraucht und haben einen Bezug zum Robi. Das stimmt mich sehr zuversichtlich. Sie haben Lust und Ideen, sind in ihrer Haltung kritisch, aber doch wertschätzend.

Für 2018 gewährte die GGG eine letzte Defizitgarantie von 190 000 Franken, danach fehlen ihre bisher jährlich 100 000 Franken Unterstützung. Um diese Lücke mit Mitgliederbeiträgen zu füllen, bräuchte der Verein über 1500 Neuanmeldungen. Wie wollen Sie das nächste Defizit vermeiden?

Kein Defizit machen war immer das oberste Ziel. Und in den letzten 30 Jahren haben wir es auch fast immer geschafft. Dieser vermaledeite Abschluss 2016 mit dem traumatischen Minus von 500 000 Franken stürzte uns in ein Jammertal.

Weiss man heute endlich, wo die halbe Million verloren ging?

Nein. Mittlerweile wurden alle Zahlen von verschiedenen Leuten in so vielen Systemen hin und her geschoben. Leider bis heute ohne Erfolg oder Erklärungsansatz.

ANZEIGE

Wie viele Finanzexperten haben es bislang versucht?

Drei oder vier, jeder mit anderen Fragen. Ich komme wirklich nicht von den Finanzen, aber mir wurde gesagt: Das ist gar nicht mehr sauber eruierbar. Ausser man ackert sich jetzt wirklich Franken für Franken durch das ganze 2016.

Und die fehlenden 100 000 Franken der GGG?

Da gibt es Aufwandverminderungen.

Sie werden sparen?

Genau. Und es braucht Ertragserhöhungen. Die 100 000 Franken wollen wir sicher nicht über die Mitgliederbeiträge kompensieren. Der Wert der Mitglieder ist nicht monetär. Viel wichtiger sind ihre Teilnahme und der Einfluss auf den Verein Robi, das Know-how und die Beziehungen, die helfen werden.

«Wir haben viele Ideen. Wirtschaftlich gesagt: Die Robi-Produkte-Pipeline ist pumpenvoll!»

Die ehemalige langjährige Verwaltungsratspräsidentin Charlotte Vonder Mühll-Vischer vermutete ja, dass der Fehlbetrag entstand, weil der Verein immer schneller noch grösser wurde. Wie sieht Ihre Wachstumsstrategie aus?

Wir hatten nie eine Wachstumsstrategie formuliert. Klar hätten wir uns auf die vier Robi-Spielplätze beschränken können. Aber in der Gesellschaft verändert sich ganz viel und immer schneller. Darum hatten wir immer wieder Pilotprojekte lanciert, aus denen sich zum Beispiel die Tagesferien entwickelten. Oder die Mittagstische vor zehn Jahren. Als dann die Basler Bevölkerung per Abstimmung die gesetzliche Einführung von Tagesstrukturen forderte, waren wir einfach der erste Anbieter mit dem grössten Know-how.

Sie agieren nicht, sondern reagieren?

Ja. Vor fünf Jahren besuchten rund 25 Prozent der Schülerinnen und Schüler die Tagesstrukturen. Heute sind es schon 36 Prozent. Basel hat neu 200 000 Einwohner. Viele Schulbauten sind überlastet, weil immer mehr Schüler kommen. In dieser Situation sind wir der grösste private Kooperationspartner des ED. Und ich sage mal selbstbewusst: Wir leisten supergute Arbeit für die Kinder. Ausserdem sind wir ein verlässlicher Partner für das ED. Darum wollten die Primarschulleitungen auch mit uns zusammen die Tagesstrukturen anbieten. Waren wir nun naiv, dass wir jeweils zusagten?

Ist dieses Geschäft denn defizitär?

Nein. Aber wir konnten nie konsolidieren. Jedes Jahr 50 neue Mitarbeitende, 200 Kinder und eine weitere Million oder sogar noch mehr Umsatz. Das ist viel Administration.

Und dort liegt Ihr Problem?

Unsere erste Priorität war immer: Kommt das Programm noch nach? Darum hinkten wir auf verschiedenen Ebenen stets hinterher. Deshalb eröffnen wir jetzt auch keinen neuen Standort mehr, bis wir das im Griff haben. Erst nach der Konsolidierung werden wir Weiteres angehen. Und das müssen wir, denn die Gesellschaft wandelt sich weiter. Da gibt es bereits viele Ideen. Oder wirtschaftlich gesprochen: Die Robi-Produkte-Pipeline ist pumpenvoll!

Zum Beispiel?

Kinderbetreuung in den Ferien. Sorry, das meine ich nicht sarkastisch, aber Sie bei der TageWoche haben ja bald Zeit. Wenn Sie eine schlaue Idee für die nächsten Ferien haben – da liegt eine wahre Goldgrube.

Nach den letzten Monaten auf Standby scheint nun regelrechter Aktivismus auszubrechen.

Nein, jetzt zügeln wir uns erst mal. Das ist die Lehre der letzten Zeit. Da können Sie mich beim Wort nehmen. Aber Ideen haben wir immer. Und wir packen sie auch an. Das mag manchmal etwas hemdsärmelig daherkommen, aber inhaltlich überzeugen unsere Projekte zu 100 Prozent. Aber bei aller Begeisterung, bei allem Spass und Tatendrang: Jetzt müssen erst die Strukturen stehen.

Wird es dazu Schulungen geben?

Damit haben wir bereits angefangen. Und da geht es neben dem Finanziellen auch darum: Was ist unsere Haltung? Was ist das Gemeinsame, das Verbindende und der zu erreichende Konsens in unseren Tagesstrukturangeboten?

Akzeptiert das Personal solche Schulungen besser, wenn sie nicht mehr vom Feindbild GGG kommen?

Die GGG ist für mich weder Feindbild, noch würde ich persönlich jemanden dort als Feind bezeichnen. Die waren ja ganz lange eine sehr verlässliche Trägerin, seit 1996. Der Konflikt entstand erst im Frühling dieses Jahres mit der Vorgabe, dass die von uns gelebten Werte, Normen und Haltungen radikal geändert werden müssten.

War der Konflikt rückblickend gar hilfreich, weil nun den Mitarbeitenden vermittelt werden kann, dass Finanzen und Strukturen vorerst höchste Priorität haben?

Vielleicht war der Konflikt eine Art Katalysator. Das kann ich so stehen lassen. Aber ich denke, klar war das allen schon vorher. Vielleicht nicht in dieser Schärfe. Was aber phänomenal ist für einen Betrieb wie den Verein Robi: Wenn man dir mitteilt, man sei marode und nicht weiter überlebensfähig, und alle sagen «Nein, wir finden einen Weg!» Jede und jeder hat nun an etwas mitgeschafft, das eigene Profil geschärft und etwas erreicht. Nun können alle Mitglied werden und mitbestimmen. Der Verein Robi ist nun ein Projekt, wo Partizipation, Beteiligung und Mitsprache gelebt werden. Das gibt eine andere Geschichte als bisher. Das wird richtig toll. ×

Bis heute hat es der Kanton nicht geschafft, auch nur annähernd genügend bezahlbaren Wohnraum zu schaffen. Höchste Zeit für einen Strategiewechsel.

Der Eindruck täuscht: Hier entstehen nur Büros. FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Kommentar von Catherine Weyer

Wohnungsnot. Ein Zustand, der in Basel nicht mal mehr für Hysterie oder Angst sorgt. Höchstens für ein Schulterzucken. Wenn weniger als ein Prozent der Wohnungen leer steht, gilt der Begriff Wohnungsnot offiziell als angebracht. In Basel ist das seit zehn Jahren der Fall. In dieser Zeit gelang es Basel, 20 000 neue Arbeitsplätze zu schaffen.

Nochmals zehn Jahre früher hat der Kanton mit dem Projekt «Logis Bâle» 1180 neue Wohnungen verwirklicht. 118 Wohnungen pro Jahr, das reichte schon damals nicht. Dieses Projekt, angerissen von der damaligen SP-Baudirektorin Barbara Schneider und zwischenzeitlich von Guy Morin ins Präsidialdepartement gezügelt, wollte zwischen 2001 und 2011 den Wohnungsbau fördern. Einige der dadurch zustande gekommenen Projekte heissen «Zum Goldenen Löwen», Volta Zentrum oder St. Jakobsturm. Und auch das ehemalige Kinderspital am Schaffhauserrheinweg ist ein Kind von «Logis Bâle». Bezahlbarer Wohnraum entstand an keinem dieser Orte. Im Gegenteil.

83 Prozent der Basler Bevölkerung bekommen mehr Rechte. Endlich.

Als «Logis Bâle» langsam sein Ende fand, entstand die TagesWoche. Und mit den ersten Schritten der Zeitung begann auch die Basler Wohnpolitik einen neuen Weg einzuschlagen. Nun, da die TagesWoche ihren Betrieb einstellt, beginnt ein gewaltiger Umbruch in der Basler Wohnpolitik. Die vier Wohninitiativen, bekämpft von Wirtschaft, Hauseigentümern und einem Grossteil der Politiker, werden angenommen. Die 83 Prozent der Basler Bevölkerung, die zur Miete leben, bekommen mehr Rechte. Endlich.

Bis es tatsächlich zum Umbruch kommt, brauchen die Mieter noch etwas Geduld. Voraussichtlich im Dezember will die Regierung informieren, wie sie nach der Formularpflicht auch die Initiativen «Recht auf Wohnen», «Wohnschutzinitiative» und «Bezahlbare Mietgerichtsverfahren» umsetzen möchte. Einfach wird es sicher nicht. Basel wird da schweizweit eine Vorreiterrolle einnehmen oder genauer: einnehmen müssen.

Seit dem 1. November ist die Formularpflicht in Kraft – infolge der Initiative «Ja zu bezahlbaren Neumieten». Der Vermieter muss neu offenlegen, wie viel der vorherige Mieter zahlte, und begründen, warum der nächste Mieter mehr zahlen soll. Wenn der Vermieter kein entsprechendes Formular ausstellt, kann er noch Jahre später eingeklagt werden.

Gewiss, diese Pflicht kann mit Tricksereien umgangen werden und im Ernstfall landet der Streit noch immer vor Gericht. Für einmal gibt es dadurch aber ein Instrument, das den Mietern zugute kommt. Nur: Reicht das?

Burgweg, Steinengraben, Mülhauserstrasse, Mattenstrasse, Giessliweg, Wilhelm His-Strasse: In den letzten sieben Jahren gab es Massenkündigungen en masse. Zahllose Mieter mussten ihre Wohnungen unfreiwillig wegen Luxussanierungen oder Neubauten verlassen. Wegen privaten Besitzern, Pensionskassen, Immobilien Basel-Stadt.

Der Kanton will seit einigen Jahren den genossenschaftlichen Wohnungsbau fördern. Dieses jahrzehntealte Konstrukt soll auf einmal wieder für günstigen Wohnraum sorgen. Aber: Ist das die richtige Strategie? Genossenschaften besitzen zehn Prozent aller Wohnungen. Private Player mit eigenen Regeln, die selbst wählen, wer zu ihrem erlauchten Kreis gehören darf. Seit dem Wohnraumfördergesetz von 2013 erhalten bauwillige Genossenschaften zinsvergünstigte Darlehen, kantonale Bürgschaften und Steuererleichterungen. Wäre es nicht konsequenter, der Kanton würde gleich ganz in die Bresche springen?

Es geht nicht um staatlich subventionierte Projekte wie in der Maiengasse, wo 50 Familien ein neues Zuhause bekommen. Es geht um mehr, um grössere Projekte auf Basler Boden, der so rar ist und bald komplett verbaut sein wird.

Bis heute hat es der Kanton nicht geschafft, auch nur annähernd genügend bezahlbaren Wohnraum zu schaffen. Da kann propagiert werden, was wolle: Der Anteil an Genossenschaftswohnungen bleibt deutlich tiefer als etwa in Zürich. Einfach, weil der Markt boomt, weil private Investoren bauen und verdienen wollen.

Das klare Ja zu den Wohninitiativen scheint bei manchen trotz allem zu verhallen. Einige lokale Medien setzten ein Fragezeichen hinter die Leerstandsquote, von einem Mangel an Wohnraum wollten manche nicht sprechen. Die TagesWoche wird jetzt schweigen müssen. ×

Zwischennutzung

Auf dem von Shift Mode betreuten Areal am Klybeckquai kommt es zum vorhersehbaren Eklat.

Immer wieder Lärm

von Dominique Spirgi

Tom Brunner wirkt äusserlich ruhig, aber in ihm brodelt es. «Ich kann doch nicht 365 Tage im Jahr 24 Stunden vor Ort sein», sagt der Präsident des Vereins Shift Mode, der die Zwischennutzung des ehemaligen Migrol-Areals am Hafen betreut. Er hat in dieser Funktion schon viel Unbill erlebt. Jüngstes Kapitel ist die Ankündigung des Amts für Umwelt und Energie (AUE), bei der Staatsanwaltschaft ein Strafverfahren zu beantragen. Das könnte eine Busse von bis zu 20 000 Franken und letztlich das Aus für das Projekt zur Folge haben.

Grund dafür ist die dritte Verwarnung «wegen Überschreitung der zulässigen Veranstaltungszeiten» in diesem Sommer. Einmal mehr geht es um Lärm. Das Amt spricht von wiederholter Missachtung der im Bauentscheid verankerten Auflagen. «In der Nachbarschaft führen diese Verstösse zu erheblichen Lärmbelästigungen, die nicht mehr länger geduldet werden können», heisst es in harschem Ton.

In Basel haben kulturelle Zwischennutzungen Tradition. Angefangen bei der ausgedienten Grossgarage Schlotterbeck in den 1990er-Jahren, die über Basel hin-

Freiraum bedeutet nicht Freiheit. Der Kreativität sind im Hafenareal enge Grenzen gesetzt. FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

aus als kleines Wunder gefeiert wurde. Viele weitere Projekte folgten oder sind angedacht, aktuell die Nutzung von drei Bauten auf dem Klybeckareal der BASF.

In den meisten Fällen verlaufen diese Projekte problemlos, auch wenn sich die erwünschte Nachhaltigkeit nicht immer einstellt: Vom Geist der Zwischennutzung nt/Areal ist im Erlenmattquartier heute nur noch wenig zu spüren. Dasselbe gilt auch für das Eckhaus Feldberg-/Klybeckstrasse, das unter Tom Brunners Leitung als Lady Bar zwischengenutzt wurde.

Beim Klybeckquai geraten die Verantwortlichen wegen Lärmklagen nun aber in eine Notsituation.

Den Gastrobetreibern gekündigt

Shift Mode ist nicht der einzige Player auf dem Areal. Auch die eingemieteten Gastrobetriebe Patschifig, Sommerresidenz und die benachbarte Landestelle dürfen Musik über Lautsprecher erschallen lassen – Hintergrundmusik bis zu maximalen 75 dB(A). Und dies bei grosszügigen Öffnungszeiten bis zwei oder sogar vier Uhr morgens an Wochenenden.

Hier zeigt das Konstrukt der Zwischennutzungspolitik seinen problematischen Charakter: Shift Mode hat als Host des ehemaligen Migrol-Areals vom AUE den Schwarzen Peter in die Hand gedrückt bekommen. Obwohl die Gastrobetriebe über eigene Bau- und Betriebsbewilligungen sowie Auflagen verfügen, wird bei Lärmklagen jeweils Shift Mode belangt. «Das ist absurd, weil ich 2015 den Antrag gestellt hatte, mein Wirtepatent für das gesamte Areal geltend machen zu dürfen, was vom AUE aber abgelehnt worden ist», sagt Brunner. «Ich könne nicht mehrere Betriebe aufs Mal verantworten», hiess es.

Shift Mode kann laut AUE zwar nicht mehrere Betriebe gleichzeitig verantworten, wird aber als Host zur Verantwortung gezogen, wenn es in einem der Betriebe zu später Stunde laut wird. Das geht so weit, dass sogar «illegale schallintensive Musikveranstaltungen» dem Verein zur Last gelegt werden, wie die Regierung im Juni 2018 in ihrer Antwort auf eine schriftliche Anfrage von Salome Hofer (SP) schreibt: Es spiele keine Rolle, woher der Lärm komme. «Wichtig ist, was bei den Anwohnerinnen und Anwohnern ankommt.»

Brunner geht nun als Folge dieser Abmahnungen durch das AUE in die Offensive. «Um das Zwischennutzungsprojekt als Ganzes zu retten, muss ich nachweisen, dass ich die mir auferlegte Aufsichtspflicht erfülle», sagt Brunner. Er wisse, dass sich Shift Mode beim eigenen Konzertkontingent stets an die Auflagen gehalten habe. «Als Konsequenz musste ich den bösen Buben spielen und die Mietverträge mit den Gastrobetrieben kündigen.»

Wie ernst ist es Brunner mit diesen Kündigungen? «Ich mache das, was von mir erwartet wird», sagt er. «Ich will nicht den Kopf für die Gastronomiebetriebe hinhalten und den Abbruch des ganzen Zwischennutzungsprojekts riskieren.»

Aber natürlich ist die Kündigung der Mietverträge auch als Wink mit dem Zaunpfahl gedacht. «Wir befinden uns hier auf einem Freiraum, der pro Saison über 80 000 Besucherinnen und Besucher hat, was zu lediglich drei Lärmklagen führte», sagt Brunner – allesamt von ein und derselben Person, wie er zu wissen glaubt.

Laut Brunner muss sich der Kanton jetzt auf sein Bekenntnis zurückbesinnen, dass die Zwischennutzung des Hafenareals belebend wirken und «einen Beitrag zur nachhaltigen Stadtentwicklung» und «kulturellen Vielfalt» leisten soll, wie die Regierung 2014 geschrieben hat. Doch der Kanton hat sich von Beginn weg schwergetan mit der amtlich erwünschten Nutzung des Areals.

Im Dezember 2011 hatten die Regierung und die Schweizerischen Rheinhäfen eine öffentliche Ausschreibung für Zwischennutzungsprojekte am Klybeckquai gestartet. Von den 60 eingereichten Projekten sollten sieben einen Vertrag erhalten. Und mit Unterstützung der Kantons- und Stadtentwicklung sollte die Bildung einer gemeinsamen Trägerschaft für diese aufgegleist werden.

Danach geschah mit Ausnahme des Pionierbetriebs Marina-Bar lange Zeit nicht viel. Erst mit der Zeit setzten unter der Ägide der Trägerschaft I-Land auf dem Esso-Areal erste Projekte ihre Marksteine. Die Entwicklung auf dem Migrol-Areal blieb aber blockiert. Im Frühling 2013 besetzte der Verein Provisorium Freiburgerstrasse – heute Wagenplatz – das Areal. Ausser dem Vorhaben der Art-Trittbrettfahrermesse Scope, das Gelände im Sommer als Standort zu nutzen, regte sich sonst vorerst nichts.

Der Kanton sah sich in der Sackgasse. Mitte April 2014 gab das Präsidialdepartement bekannt, dass die Organisation der Zwischennutzung auf dem 12 500 Quadratmeter grossen Migrol-Areal dem Verein Shift Mode übertragen wird – mit der Auflage, dafür zu sorgen, dass das Areal nicht wieder besetzt wird. Dem Wagenplatz wurde am Rand eine Parzelle von 2500 Quadratmetern zugestanden.

Vertragsverlängerung auf der Kippe?

Für Shift Mode begann eine lange Leidensgeschichte. Von den Wagenplatz-Leuten wurde der Verein als Erfüllungsgehilfe des auf Ruhe und Ordnung erpichten Kantons geächtet. Und ausgerechnet die aus der Freiraumbewegung rund um die Alte Stadtgärtnerei entstandene Wohngenossenschaft Klybeck torpedierte mit Einsprachen den Plan der neuen Zwischennutzungsverantwortlichen, auf dem Areal Hallenbauten zu erstellen.

Und nun eben die Abmahnung durch das AUE. Dabei sah im Sommer noch alles gut aus. Das Leben auf dem Areal brummte. Die Wohngenossenschaft Klybeck hatte den Widerstand gegen die Holzhallen aufgegeben, nachdem sie beim Appellationsgericht abgeblitzt war. Und das Präsidialdepartement nahm Verhandlungen über eine Verlängerung der Zwischennutzungsverträge bis 2023 auf.

Im Moment droht nun aber der Strafbefehl und als Folge die Kündigung wegen «wiederholten Lärmüberschreitungen und Überziehung der Öffnungszeiten». Mit anderen Worten: Das Zwischennutzungsprojekt ist letztlich vom Gutdünken des AUE abhängig.

Noch ist es aber nicht so weit. Shift Mode kann sich rechtlich Gehör verschaffen. Gegenüber der «Basler Zeitung» gab sich Amtsleiter Matthias Nabholz nach wiederholten Regelverstössen in der Vergangenheit aber verstimmt: «Sie haben uns damals hoch und heilig versprochen, dass dies nie mehr vorkommen werde und sie ihr Konzept verbessern würden. Jetzt sind wir im 2018 und stehen erneut mit drei schriftlichen Mahnungen hier», zitiert ihn die Zeitung.

Kantons- und Stadtentwickler Lukas Ott, der mit Shift Mode über eine Vertragsverlängerung verhandelt, hält sich im selben Artikel bedeckt. Er müsste grösstes Interesse daran haben, dass das weitum beliebte und für die Stadtentwicklung gewinnbringende Zwischennutzungsprojekt weiterlaufen kann.

Den richtigen Ton nicht gefunden

Doch der Kanton hat schon mehrmals bewiesen, dass es ihm nicht gelingt, bei der Lärmproblematik den richtigen und vor allem auch einen einheitlichen Ton zu treffen. Offensichtlich traut sich niemand in der Regierung, dem AUE auch einmal etwas entgegenzusetzen. Die Exekutive erwartet von den Zwischennutzern, dass sie «individuelle kreative Ideen und verschiedene Akteure in einem offenen Gestaltungsraum zusammenführen», um das Areal nachhaltig zu beleben.

Gleichzeitig werden ihnen strenge Bedingungen auferlegt, die den kreativen Spielraum einschränken. In diesem Zusammenhang wirkt es geradezu absurd, wenn das AUE in seiner Stellungnahme zur Petition «Mehr Wohnqualität rund um die Kaserne» zu Protokoll gibt, dass es neben dem Kasernenareal noch andere Plätze gebe, wo laute Veranstaltungen möglich seien, «wie z. B. das Hafenareal». ×

ANZEIGEN

unterricht kurse projekte

MUSIKWERKSTATT BASEL

werkstattkonzerte
www.musikwerkstatt.ch

Bildstoff 360°

Malta

Der Spendenlauf «Color my Run» wird als «Fun Run», also als lustiger Lauf angepriesen. Ob diese Schaumschlägerei auf Manoel Island wirklich Spass macht?

DARRIN ZAMMIT LUPI/ REUTERS

Paradise

Gar nicht lustig: Was das Buschfeuer übrig liess. Die Überreste eines verlassenen Autos in Kalifornien.

STEPHEN LAM/REUTERS

De Haan

Tristes Ende eines gestrandeten Wals. Das Interesse der Zuschauer am belgischen Strand nützt ihm jetzt auch nichts mehr.

FRANÇOIS LENOIR/ REUTERS

Malmø

Schau mir ins Auge: Diese mongolische Bloody Mary ist nur mit Schafsaugapfel echt. Gefunden im schwedischen Museum für ekelhafte Lebensmittel, dem «Disgusting Food Museum».

MIKAEL NILSSON/ REUTERS

Encinitas

Was für einen perfekt inszenierten Auftritt dieses kalifornische Pflänzchen bekommt! In der Bildbeschreibung der Agentur heisst es lakonisch: Vollmond geht hinter einer Palme auf.

MIKE BLAKE/REUTERS

Bestattungsanzeigen

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Bischofberger, Adelbert, von Basel/BS, Oberegg/AI, 27.08.1933–03.11.2018, Birkenstr. 9, Allschwil, wurde bestattet.

Buser, Irma, von Basel/BS, 17.06.1928–09.11.2018, Muesmattweg 33, Allschwil, wurde bestattet.

Gürtler, Valerie, von Allschwil/BL, 02.12.1955–12.11.2018, Wirtsgartenweg 18, Allschwil, wurde bestattet.

Krebs, Elisabeth, von Wattenwil/BE, 17.03.1931–09.11.2018, Lerchenweg 9, Allschwil, wurde bestattet.

Basel

Aksoy, Özgür, aus der Türkei, 20.01.1976–09.11.2018, Birsstr. 228, Basel, wurde bestattet.

Ayachi-Schmid, Saoud, aus Frankreich, 11.06.1921–23.10.2018, St. Alban-Rheinweg 148, Basel, wurde bestattet.

Bader-Zimmermann, Jürg, von Langenbruck/BL, 29.11.1952–10.11.2018, Grosspeterstr. 5, Basel, Trauerfeier: Montag, 19.11., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Baiker-Schmidt, Ingeborg, von Basel/BS, 18.09.1932–12.11.2018, Pilatusstr. 50, Basel, wurde bestattet.

Baur-Bürki, Christian, von Basel, 30.03.1926–07.11.2018, Christoph Merian-Platz 8, Basel, wurde bestattet.

Bizozzero, Agnes Sophie, von Basel/BS, 22.09.1929–30.10.2018, Allmendstr. 40, Basel, wurde bestattet.

Brisacher-Grass, Christiane, von Basel/BS, 11.11.1933–28.10.2018, Rufacherstr. 6, Basel, wurde bestattet.

Bühler-Götti, Helene Dora, von Basel/BS, 30.04.1923–26.10.2018, Bruderholzstr. 104, Basel, wurde bestattet.

Bühler-Bucher, René Werner, von Sigriswil/BE, 25.03.1954–10.11.2018, Leonhardsstr. 26, Basel, Trauerfeier: Donnerstag, 22.11., 14.30 Uhr, Kirche St. Marien, Holbeinstr. 28.

Candido-Cirrincione, Giuseppa, aus Italien, 02.11.1929–28.10.2018, Haltingerstr. 81, Basel, wurde bestattet.

Ebner-Töre, Richard Josef, von Schwyz/SZ, 02.06.1926–18.10.2018, Benkenstr. 5, Basel, wurde bestattet.

Egli, Albert Eduard, von Riehen/BS, Trub/BE, 23.11.1929–03.11.2018, Herrengrabenweg 15, Basel, Trauerfeier: Donnerstag, 22.11., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Eichenberger-Schweingruber, Hans Ruedi, von Oberwil/BL, Beinwil am See/AG, 31.07.1922–03.11.2018, St. Alban-Rheinweg 156, Basel, wurde bestattet.

Flierl-Käppeli, Nikolaus Georg Josef, aus Deutschland, 27.11.1936–06.11.2018, Predigerhofstr. 27, Basel, wurde bestattet.

Flubacher, Florence Karin, von Lampenberg/BL, 11.09.1954–29.10.2018, Röttelerstr. 5, Basel, wurde bestattet.

Foltz-Müller, Gertrud Rosa, von Mellingen/AG, 12.06.1927–09.10.2018, Lehenmattstr. 236, Basel, wurde bestattet.

Frey-Dieng, Sylvia Anita, von Ferden/VS, 04.08.1945–15.10.2018, Karpfenweg 30, Basel, wurde bestattet.

Gächter-Ebnöther, Josef, von Basel/BS, 18.09.1932–28.10.2018, Felsplattenstr. 23, Basel, wurde bestattet.

Grillon-Capelli, Emmanuela, von Cornol/JU, 19.03.1927–31.10.2018, Wasgenring 56, Basel, wurde bestattet.

Halbartschlager-Fletischbacher, Barbara, von Basel/BS, 17.10.1935–27.10.2018, St. Jakobs-Str. 96, Basel, wurde bestattet.

Hamm, Marie-Louise, von Zürich, 01.07.1927–09.11.2018, St. Galler-Ring 84, Basel, wurde bestattet.

Hänggi-Birrer, Verena, von Meltingen/SO, 12.01.1929–25.10.2018, Herrengrabenweg 27, Basel, wurde bestattet.

Hasler-Sobieszek, Urs Eduard, von Basel/BS, 08.11.1948–04.11.2018, Neubadstr. 81, Basel, Trauerfeier: Donnerstag, 22.11., 14.00 Uhr, Peterskirche, Peterskirchplatz 7.

Heidmann-Waidele, Peter Walter Hans, von Basel/BS, 11.03.1934–07.11.2018, Wanderstr. 17, Basel, wurde bestattet.

Heierle, Werner Alfred, von Basel/BS, 03.01.1939–29.10.2018, Byfangweg 6, Basel, wurde bestattet.

Hirt-Brem, Maria Theresia, von Münchenbuchsee/BE, 09.02.1945–06.11.2018, Mülhauserstrasse 35, Basel, wurde bestattet.

Hochreutener-Wyler, Klara, von Basel/BS, 27.05.1926–05.11.2018, Rebgasse 16, Basel, wurde bestattet.

Hug-Ernst, Elise Hedwig, von Basel/BS, 16.06.1930–28.10.2018, Allmendstr. 40, Basel, wurde bestattet.

Jossi, Ernst, von Basel/BS, 30.12.1935–29.10.2018, Hammerstr. 45, Basel, wurde bestattet.

Kapp-Frey, Adeline Dorothea, von Basel/BS, 23.03.1930–02.11.2018, Gundeldingerrain 117, Basel, wurde bestattet.

Kästli-Maretti, Nerina, von Basel/BS, Röthenbach bei Herzogenbuchsee/BE, 09.09.1929–05.11.2018, Friedrich Miescher-Str. 1, Basel, wurde bestattet.

Keusen-Vogel, Silvia, von Basel/BS, Riggisberg/BE, 01.10.1956–04.11.2018, Wasgenring 78, Basel, wurde bestattet.

Klodel-Heer, Carmen, von Therwil/BL, 21.02.1929–08.11.2018, Zürcherstr. 143, Basel, wurde bestattet.

Koehlin-Peier, Rosa, von Bettingen/BS, 20.10.1930–26.10.2018, Stadionstr. 17, Basel, wurde bestattet.

Kuronen-Weinmann, Nelly, von Basel/BS, 05.07.1936–05.11.2018, Wasgenring 90, Basel, wurde bestattet.

Macquat-Nyffenegger, Silvia, von Basel/BS, 10.05.1955–27.10.2018, Nadelberg 29, Basel, wurde bestattet.

Mehrtens-Overlach, Klaus Friedrich, aus Deutschland, 03.09.1929–04.11.2018, Schorenweg 32, Basel, wurde bestattet.

Meier-Bader, Viola Laura, von Basel/BS, 20.07.1923–06.11.2018, Pilgerstr. 24, Basel, wurde bestattet.

Merkli-Delémont, Kurt, von Basel/BS, 17.07.1921–03.11.2018, Kapellenstr. 17, Basel, wurde bestattet.

Oesch-Bohn, Robert, von Basel/BS, 04.11.1929–09.11.2018, Felsplattenstr. 23, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Probst-Grolimund, Ludwig Alexander, von Mümliswil-Ramiswil/SO, 18.04.1930–28.10.2018, Oberwilerstr. 38, Basel, wurde bestattet.

Regenass-Nussbaumer, Eveline, von Basel/BS, 03.12.1946–29.10.2018, Jacob Burckhardt-Str. 67, Basel, wurde bestattet.

Roberto, Michelino, aus Italien, 05.05.1942–29.10.2018, Güterstr. 199, Basel, wurde bestattet.

Roches-Hoffert, Jean-Paul, von Basel/BS, 11.12.1919–05.11.2018, Birsigstr. 133, Basel, wurde bestattet.

Rufener, Ernst Gottfried Helmut, von Basel/BS, 18.09.1954–28.10.2018, Mülhauserstr. 113, Basel, wurde bestattet.

Schmidli, Ilona, von Basel/BS, 11.01.1944–03.11.2018, Dorfstr. 38, Basel, wurde bestattet.

Schoch, Klaus Richard, von Schwellbrunn/AR, 22.05.1959–27.10.2018, Erlenstr. 2, Basel, wurde bestattet.

Stähli, Willi Alexander, von Basel/BS, 04.07.1931–19.09.2018, Allschwilerstr. 60, Basel, wurde bestattet.

Stierli-Rickenbacher, Otto, von Basel/BS, 24.09.1928–02.11.2018, Wanderstr. 151, Basel, wurde bestattet.

Stöcklin-Buser, Maria Anna, von Arlesheim/BL, 06.12.1930–02.11.2018, Wiesendamm 20, Basel, wurde bestattet.

Stutz-Corazza, Wilhelm Albert, von Basel/BS, Wängi/TG, 02.11.1917–02.11.2018, Asconastr. 11, Basel, wurde bestattet.

Tresch-Kempf, Johanna, von Silenen/UR, 01.10.1933–08.11.2018, Sperrstr. 100, Basel, wurde bestattet.

Trofa, Marcello, aus Italien, 24.10.1949–31.10.2018, Lachenstr. 16, Basel, wurde bestattet.

von Heesen, Björn Christian, aus Deutschland, 17.08.1976–09.11.2018, Palmenstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Wenger, Adelheid, von Attiswil/BE, 22.04.1949–09.11.2018, Ahornstr. 29, Basel, wurde bestattet.

Würsten-Flückiger, Klara, von Saanen/BE, 18.08.1923–30.10.2018, Gellertstr. 138, Basel, wurde bestattet.

Zumsteg-Rüegg, Elisabetha, von Basel/BS, 23.01.1927–29.10.2018, Holeestr. 119, Basel, wurde bestattet.

Birsfelden

Braschler-Bächlin, Alfred Johann, von Freienbach/SZ, 05.12.1932–11.11.2018, Hardstrasse 71, Birsfelden, wurde bestattet.

Hölstein

Surer, Richard, von Arisdorf/BL, 15.01.1970–31.10.2018, Frenkenstr. 27, Hölstein, wurde bestattet.

Muttenz

Gehrig-Petermann, Theresa Maria, von Basel/BS, Signau/BE, 08.04.1921–06.11.2018, APH Käppeli, Reichensteinerstr. 55 , Muttenz, wurde bestattet.

Pratteln

Salathe, Philipp, von Arisdorf/BL, 14.08.1941–03.11.2018, Augsterheglistr. 1, Pratteln, wurde bestattet.

Schmid, Walter, von Muttenz/BL, 26.07.1927–08.11.2018, Schmiedestr. 16, Pratteln, wurde bestattet.

Vass-Reischl, Anna Maria, von Pratteln/BL, 21.12.1946–12.11.2018, Rankackerweg 4, Pratteln, wurde bestattet.

Voirol-Stohler, Dora, von Pratteln/BL, Tavannes/BE, 22.12.1939–11.11.2018, Auf Käppelimatt 29a, Pratteln, wurde bestattet.

Reinach

Graf-Wyler, Erika, von Wald/ZH, 16.08.1934–04.11.2018, Bruderholzstr. 3b, Reinach, wurde bestattet.

Jeppesen-Helferich, Jörg, von Reinach/BL, 14.08.1933–02.11.2018, Aumattstr. 79, Reinach, wurde bestattet.

Kohler-Beljean, Werner, von Sumiswald/BE, 06.09.1950–06.11.2018, Aumattstr. 79, Reinach, wurde bestattet.

Künzi-Zanon, Willy, von Ebnat-Kappel/SG, 17.05.1937–06.11.2018, Aumattstr. 79, Reinach, wurde bestattet.

Porstner, Yasmin, von Arbon/TG, Wuppenau/TG, 21.10.1990–27.10.2018, Bifangstr. 11, Reinach, wurde bestattet.

Stäuble-Colette, Jacqueline, von Laufenburg/AG, Aarau/AG, 02.11.1930–25.10.2018, Ettingerstr. 3, Reinach, wurde bestattet.

Riehen

Bichsel-Sager, Monika Maria, von Riehen/BS, 30.07.1927–05.11.2018, Inzlingerstr. 46, Riehen, wurde bestattet.

Börlin-Kuhn, Hans Peter, von Bubendorf/BL, 25.02.1949–25.10.2018, Oberdorfstr. 21, Riehen, wurde bestattet.

Fuhr-Dams, Christel Lea Martha Emma, von Riehen/BS, 29.08.1936–04.11.2018, Hinter der Mühle 3, Riehen, wurde bestattet.

Henne-Seidenglanz, Hanspeter, von Basel/BS, 23.09.1928–23.10.2018, Albert Oeri-Str. 7, Riehen, wurde bestattet.

Kägi-Felix, Sylvia, von Zürich/ZH, 13.12.1927–02.11.2018, Schützenrainweg 10, Riehen, wurde bestattet.

Kekeis-Fuchs, Silvana Claudia, von Rebstein/SG, 17.01.1954–26.10.2018, Haselrain 69, Riehen, wurde bestattet.

Klopfenstein-Wissler, Günter Max Rudolf, von Frutigen/BE, 11.04.1931–05.11.2018, Inzlingerstr. 50, Riehen, wurde bestattet.

Küng, Heidy Irene, von Basel/BS, 01.10.1925–24.10.2018, Oberdorfstr. 15, Riehen, wurde bestattet.

Probst-Dubach, Walter, von Riehen/BS, Lützelflüh/BE, 31.05.1931–27.10.2018, Rudolf Wackernagel-Str. 12, Riehen, wurde bestattet.

Schürpf-Meyer, Eugen, von Riehen/BS, Bühler/AR, 05.10.1928–30.10.2018, Rauracherstr. 111, Riehen, wurde bestattet.

Stofer-Gonska, Arthur, von Basel/BS, 06.10.1928–28.10.2018, Im Esterli 21, Riehen, wurde bestattet.

laufend aktualisiert: tageswoche.ch/todesanzeigen

Das letzte Date: In seinem Abschiedsbrief zieht Knackeboul ein letztes Mal vom Leder und erklärt, wie Schmetterlinge die Welt retten könnten.

Liebe TagesWoche, das wars dann wohl. Das ist mein letzter Text für dich. Ich werde dich vermissen. Du hast mir immer sehr gefallen mit deinem wachen Geist, deiner kritischen Art und deinem schlichten und gerade deshalb schönen Layout.

Du warst geduldig mit mir, hast meine immer gleichen Geschichten ertragen, hast mich sogar bestärkt und bist in der Öffentlichkeit immer zu mir gestanden. Öfters musstest du in Person von Produzent Reto Aschwanden «ein» Bier mit mir trinken gehen und mich daran erinnern, dass man auch mal etwas anderes als Populismus und Verschwörungstheorien thematisieren könnte. Gerade wenn die Leserschaft des Blattes selbst diese Themen kennt, hinterfragt und wohl grösstenteils mit mir einig ist.

Das Leiden vor dem weissen Blatt

Nächtelang bin ich dann jeweils mit gekrümmtem Rücken vor meinem Computer gekauert und habe versucht, für die TaWo-Kolumne die oberflächliche Lustigkeit meiner «Watson»-Videos mit der grüblerischen Art meiner «Gesellschaftsanalysen» zu kombinieren. Aus meinem Korsett der Besorgnis auszubrechen und etwas Satirisches zu machen oder etwas ironische Popkultur.

Manchmal ist mir das gelungen und die Texte wurden dann auch freudig gelesen und geteilt. Mein Text zu «Joiz», mein Nachruf auf Polo oder mein Kinder-Rant sind Beispiele, wo es dieser Reto geschafft hat, den witzelnden Knack und den nachdenklichen einander näherzubringen. Schleifen musste er immer: Manchmal erhielt er ein ungehobeltes Stück Holz geliefert, manchmal einen fast fertigen Stuhl(gang – lol). Sein Lektorat hat den Text immer bereichert.

Man muss sich den Entstehungsprozess meiner Texte so vorstellen: Ich gehe seit Tagen mit einem Thema schwanger, das mich nicht loslässt. Ich schreibe den Text im Kopf und nehme mir vor, ihn zeitnah zu Papier zu bringen. Der Abgabetermin naht, ich habe mir alles zurechtgelegt – aber den Text nicht niedergeschrieben. Dafür nehme ich mir am Tag vor der Deadline endlich Zeit. Dann sitz ich da am Tisch und bin leer.

Knackeboul ist Rapper, Beatboxer und Publizist.

Finde die Idee nun doch blöd, finde die vorgefertigten Sätze im Kopf unverständlich, habe einen fiktiven Reto in mir, der mir sagt, das sei schon wieder das gleiche Thema. Ihm zur Seite sitzt ein fiktiver Kommentator, der das alles völlig undurchdacht und selbstreferenziell findet. Ich schreibe ein paar Zeilen, verwerfe sie wieder, checke Instagram, Facebook, Twitter, bleibe hängen, muss aufs Klo, muss was essen, brauche Kaffee, muss einkaufen, Altglas wegbringen, die Wohnung aufräumen.

Ich verdränge zig andere Projekte, an denen ich weiterarbeiten sollte, und auch, dass jetzt schon Abend ist und die Kolumne fertig sein müsste. Ich verschiebe ins Wohnzimmer, aufs Sofa. Gekrümmter Rücken, tränende Augen.

«Vielleicht hat sich der Journalismus nur verpuppt und fliegt bald los.»

Und plötzlich: Rätsch! In fiebriger Ekstase haue ich die fünftausend Zeichen in Rekordzeit in die Tasten. Dann liege ich kurz da wie eine Kuh nach dem Kalben. Checke Instagram, Twitter, Youtube, lese das Geschriebene, finde es mässig. Ich gehe zu Bett – es ist zwei Uhr morgens.

Tags darauf wache ich auf, finde den Text gar nicht mal so übel, will ihn erst noch überarbeiten, schicke ihn aber in einem Anflug der Überzeugung ab. Manchmal werden Texte, die ich super finde, von Redaktion und Leserschaft skeptisch aufgenommen. Dann wieder solche, die ich anzweifle, erstaunlich wohlwollend.

So ist das. Oder war das. Denn nun heisst es Abschied nehmen, liebe TagesWoche. Dein Ende kam abrupt. Und es ist mir ein Rätsel. Natürlich leiden alle darunter, dass der Print eingeht und grosse Medienhäuser, die nach dem Prinzip Gewinnmaximierung funktionieren, alles einnehmen. Aber du warst gut. Gut gelesen, relevant, kritisch. Online stark. Dass unsere Gesellschaft sich solchen Journalismus scheinbar nicht mehr leisten kann oder will, sagt einiges über ihren Zustand aus.

Natürlich: Das Internet hat den Print gekillt und Paywalls und Werbungen sind Abturner. Aber ich bin mir sicher, dass das, was uns die Digitalisierung in den letzten Jahren genommen hat, bald zehnfach zurückkommt. Du musst jetzt vielleicht gehen, liebe TaWo, aber der Journalismus ist nicht tot. Er ist vielleicht in einer Krise. Vielleicht hat er sich auch einfach verpuppt und wird bald als multimedialer Schmetterling die Flügel in die Gesichter der populistischen Verleger und der Verwaltungsräte schmettern, die Journalismus bloss als Geschäft sehen.

Papageifische gegen Kraken

Und so hoffe ich, dass deine Kinder alle ein neues Zuhause finden. Dass sie nicht nur in die Arme der grossen Medienhäuser laufen, sondern viele kleine pulsierende mediale Orte des kritischen Denkens, der guten Inhalte, der Recherche und ja, auch des Humors finden und viele bunte Papageifische den Medienkraken die Tentakel verknoten. Denn das ist wichtig. Populisten kaufen sich Blätter und drängen mit Rassismus, Verschwörungstheorien und antisemitischen Narrativen immer mehr in die Mitte der Gesellschaft …

Ups, jetzt fange ich schon wieder damit an, sorry. Ich will unser letztes Date nicht mit meinem Gelaber kaputtmachen.

TagesWoche: Ich und Tausende Leser haben ein gebrochenes Herz und wir freuen uns auf alle potenziellen Formen deiner Reinkarnation. Machs gut, Adieu.

PS: Ich habe den Text nach zwei, drei Katzenvideos noch mal gelesen und stelle fest: Der mittlere Teil ist zu selbstreferenziell, die Briefform zu wenig eingehalten und wen interessiert schon, wie ich meine Kolumnen schreibe? Noch dazu die allerletzte, die müsste doch eine Bombe sein. Ist sie das? Aiaiai. Ich schick sie mal nach Basel, die werden dort schon schauen. ×

Abschied

Georg Kreis sucht in seiner letzten TaWo-Kolumne die richtigen Töne, um eine weltoffene Haltung zu fördern.

Die Melodie engagierter Reflexion

von Georg Kreis

Noch so vieles wäre anzufügen! Trotzdem ist nun (vorläufig?) Schluss. Und jetzt soll dazu was geschrieben werden. Es gäbe freilich auch eine andere Haltung: Einfach wie bisher nochmals – und ohne Requiem – eine Ausgabe produzieren, als ob nichts geschehen wäre, und dann abtreten. Ordentlicher Dienst der bis zuletzt weiterspielenden Kapelle auf einem untergehenden Schiff.

Noch einmal wie bisher: Dann wäre eine Bemerkung fällig zu den vielen Lügen der Rechtfertiger dieser unsäglichen Selbstbestimmungsinitiative, ein Kommentar zum Debakel im Selbstbestimmungsversuch von Moutier, eine Kritik der plötzlichen Infragestellung des UN-Migrationspakts. Oder eine Abrechnung mit den schweizerischen Hurra-Patrioten, die bereit sind, mit ihrem sturen Festhalten am traditionellen Waffenrecht ihrem angeblich geliebten Land zu schaden. Ein

Das Ende vom Lied: Wie versorgen wir uns künftig mit publizistischer Nahrung?

FOTO: RONALD GRANT ARCHIVE/ALAMY

Bericht zum Versuch der EU, die italienischen Populisten in Schach zu halten.

Oder eine Überlegung zu der Frage, warum nach einem ganzen Jahr die beiden katalanischen Konfliktparteien nicht klüger geworden sind. Oder ein Versuch, mehr Aufmerksamkeit für die Kriegsgräuel in Jemen zu erzeugen. Hingegen nichts zu den bevorstehenden Bundesratswahlen und nichts über den Präsidenten der USA. Beides wird von anderen Medien ohnehin viel zu stark beachtet.

Global oder lokal: Die Haltung zählt

Die aufgeführten Themen würden in alle Richtungen gehen. Ihnen gemein ist aber ein Kern, von dem aus wir der Welt begegnen.

Vielleicht kann ein Definitionsversuch in etwa so lauten: Der Kern besteht aus dem Nachdenken über Zustände, die politischer Verbesserung bedürfen oder vor Verschlechterung bewahrt werden sollten. Also geht es um Verhältnisse, die wir selber mitgestalten.

Jeder einzelne hier erschienene Beitrag hatte bloss das Gewicht eines winzigen Sandkorns. Diese Körnchen hatten unterschiedliche Inhalte, konnten niemals Anspruch auf Vollständigkeit stellen oder als definitive Statements gelten. Sie waren nicht in der Meinung geschrieben, irgendwo irgendwelche Durchbrüche zu erzielen. Die Aufgabe bestand darin, engagiert und doch nicht überheblich zu sein.

Es ging und geht bei einer solchen Kolumne eben um mehr als das jeweilige Thema. Im Idealfall geht es um eine bestimmte Melodie, die gespielt und gehört wird und die einen inneren Zustand und eine Haltung gegen aussen unterstützt. Ob das mit einem lokalen, nationalen oder globalen Thema geschieht, ist sekundär. Einmal sind es die örtlichen Sans-Papiers, einmal ist es die nationale Raumplanung und einmal der weltweite Plastikabfall.

Ein Stimmenbündel verstummt

Nun aber eben nicht wie bisher: Dazu sind ein paar Überlegungen zu der mit dem Ende der TagesWoche gegebenen Situation fällig. Da ist zunächst vor allem der Dank für die während sieben Jahren ermöglichte Publizistik am Platz. Und sicher keine Bitternis angebracht, wie sie Mäzenen nach dem «Honeymoon» gerne entgegenschwappt, wenn ihre Wohltaten nicht ewig währen. Ein weiterer Dank soll an die Redaktion gehen, die dem Autor stets das freie Feld überlassen, eine Carte blanche gegeben hat.

Basel wird ohne TagesWoche tatsächlich um eine Stimme beziehungsweise ein ganzes Stimmenbündel ärmer sein. Dabei meine ich sicher nicht in erster Linie meine Beiträge, die teilweise vielleicht auch an anderen Orten hätten erscheinen können. Sie waren einfach eine Zugabe, die indirekt daran erinnerte, dass die Welt nicht nur aus Basel besteht.

Was nun eingestellt wird, das ist eine in den vergangenen Jahren immer stärker zu einer wichtigen Marke gewordene Publizistik zum Alltag in dieser Stadt. Das ging weit über die Produktion einer gewöhnlichen Lokalberichterstattung hinaus – und wird jetzt fehlen.

Eine Frage kommt im Moment wieder hoch, da dieses Basler Blatt eingestellt wird. Sie zielt nicht auf die Mäzenin, die sich engagiert hat, sondern auf die vielen anderen, die sich ebenfalls hätten engagieren können – und hätten engagieren müssen, als 2011 eine Ersatzverlegerschaft für die BaZ gesucht wurde: Warum war das reiche Basel nicht bereit, via Handelskammer und gestützt auf private Portefeuilles eine eigene Tageszeitung zu halten? Hat man die Bedeutung eines solchen Blattes für die Identität verkannt? Wollte man lieber eine Zeitung haben, über die man täglich schimpfen kann? Und warum ist schwer vorstellbar, dass am Rheinknie etwas Ähnliches erblühen könnte wie das breit abgestützte elektronische «Blatt» von der Limmat, die «Republik»?

«Warum war das reiche Basel nicht bereit, eine eigene Tageszeitung zu halten?»

Jetzt kann man klagen, dass das ehemalige Basler Hauptblatt von Zürich aus ferngesteuert wird – als ob das in den letzten Jahren nicht auch schon der Fall gewesen wäre.

Wer für Basel Journalismus macht, muss nicht hier in den Kindergarten gegangen sein. Und wie es Journalistinnen und Journalisten gibt, die gute Lokal- und Regionalarbeit leisten, ohne hier aufgewachsen zu sein, gibt es Basler Medienschaffende, die im fernen Zürich einen sehr guten Job machen. Philipp Loser von der Inlandredaktion des «Tagi» ist so einer. Er hat einen Teil seines früheren Wegs bei der TagesWoche gemacht. Da zeigt sich übrigens eine andere Funktion, die diese Zeitung hatte: Sie rekrutierte Nachwuchs, bot ihm Start- und Entfaltungsmöglichkeit. Und sie war Zufluchtsort für solche, die aus begreiflichen Gründen nicht für Somms BaZ arbeiten wollten.

Abschied vom Prinzip «Leibblatt»

Naheliegend sind in dieser Stunde die Überlegungen zu der Frage, was die TagesWoche in ihren letzten Jahren an Mehrwert geschaffen hat und was fortan folglich fehlen wird. Es ist jedoch nicht an den direkt Beteiligten, darauf eine Antwort zu geben. Stellen dürfen sie die Frage allerdings schon, zumal sie die Antwort nicht scheuen müssen.

Im Grunde geht es um eine Frage mit generellerer Dimension: Wie versorgen wir uns mit publizistischer Nahrung?

Wir ernähren uns heute (stelle ich mir vor) mehr denn je aus verschiedenen Gefässen. Teils mit gezieltem Suchen nach bestimmtem Nachschub, den wir gemäss unserer Einstellung brauchen, teils aber auch überrascht von Begegnungen mit Unerwartetem.

Andererseits ist es verständlich, dass wir den Wunsch nach erprobten Quellen haben und uns nicht jedes Mal fragen wollen, aus welchem Hintergrund uns welche Ansicht zugetragen wird. Wenn das mit den Printmedien nicht mehr so gut funktioniert und im Internet schon gar nicht, dann müssen wir im Alltag den Austausch mit zuverlässigen Gesprächspartnern verstärken – was ohnehin gut ist. Weniger Social Media und dafür mehr wirklich soziale Begegnung, also «en vrai», lautet mein Votum.

Gerade bin ich in der Stadt einer Frau begegnet, die über den Verlust der TagesWoche klagte und mich fragte, was sie denn nun nach dem 16. November lesen solle. Ich konnte ihr nur sagen, dass wir uns in diesen Zeiten immer weniger auf ein «Leibblatt» als zuverlässigen Lieferanten publizistischer Nahrung verlassen können. Wir müssen unsere Kost an den verschiedensten Orten zusammensuchen.

Wenn ein «Laden» schliesst, gibt er seiner Kundschaft vielleicht Empfehlungen, wohin sie sich ersatzeshalber wenden soll. Im vorliegenden Fall kann und soll eine solche Empfehlung nicht abgegeben werden. Klammer auf: Wegen der Originalität des vorliegenden Blattes gibt es ja ohnehin keine Ersatzlösung. Klammer zu.

Empfohlen sei, bei sich zu bleiben und zugleich Ausschau zu halten – und gegenüber der sibyllinisch in Aussicht gestellten Fortsetzung im neuen Jahr neugierig zu bleiben. Die Welt dreht sich weiter. Also: no last words.

Der letzte Ton

Als letzte Worte in diesem Abgesang aber doch noch ein paar Zeilen, die vor der Mitteilung vom Ende des Blattes im Hinblick auf einen Beitrag zur SVP-Initiative bereits vorbereitet worden waren: Die Befürworter der Selbstbestimmungsinitiative geben an, die Verfassung als solche vor Einschränkungen durch Völkerrecht schützen zu wollen. Darum geht es ihnen aber überhaupt nicht. Die Vorgeschichte der jetzigen Initiative zeigt, dass es ihnen um ihre eigenen Initiativen geht.

Auslösend für das aktuelle «Volksbegehren» war die Nichtbeachtung des drakonischen Ausschaffungsmechanismus, welcher der Schweiz durch eine ihrer Initiativen beschert worden war. Es soll nun dafür gesorgt werden, dass solche Initiativen in der anschliessenden Umsetzung sowie bei Urteilen durch das Bundesgericht nicht mehr eingeschränkt werden

Dies ist nämlich nach heutiger Praxis – zum Glück – der Fall, weil sie durch Beachtung anderer Verfassungsgebote, zum Beispiel dem der Verhältnismässigkeit, oder durch Berücksichtigung der Menschenrechte entschärft werden.

Soweit mein letzter Ton im letzten Satz dieser Symphonie. ×

Online

tageswoche.ch/author/georg-kreis

Selbstbestimmungsinitiative

«Das hat sonst keinen Sinn, so ein Gespräch»

von Gabriel Brönnimann und Hans-Jörg Walter (Fotos)

Alle Jahre wieder kommt eine neue SVP-Initiative. Und alle Jahre wieder ist der Rest des Landes durch eine Abwehrschlacht blockiert. Nach der Masseneinwanderungs-, der Ausschaffungs- und der Durchsetzungsinitiative stimmen wir am 25. November über die Selbstbestimmungsinitiative ab.

Die Basler Nationalrätin Sibel Arslan (Grüne/BastA!) und ihr Ratskollege Sebastian Frehner (SVP, Basel) haben auf der TagesWoche-Redaktion ein echtes Streitgespräch geführt. Über eine Stunde lang flogen die Fetzen. Am Resultat hatte niemand richtig Freude. Sibel Arslan liess die TagesWoche wissen, für sie sei das verschriftlichte Gespräch «nur anstrengend und wenig erhellend».

Sie hat recht. Aus diesem Grund verzichtet die TagesWoche auch auf den Abdruck des Interviews in voller Länge. Trotzdem möchten wir unseren Leserinnen und Lesern einen Eindruck davon vermitteln. Bilder und Ausschnitte sprechen für sich. Sie stehen womöglich gar sinnbildlich für die (mitunter forcierte) Spaltung, die der demokratischen Welt – weit über die Schweizer Grenzen hinaus – den Atem raubt. ×

«Bei diesem Streitgespräch gab es keine Gewinner.» Auch Redaktor Brönnimann war nach einer Stunde erledigt.

Sebastian Frehner: Wir wollen ja nicht diese Bestimmungen in der Verfassung ändern. Darum geht es nicht.
Sibel Arslan: Natürlich wollt ihr das.
Frehner: Überhaupt nicht, nein.
Arslan: Schaut doch mal eure Initiativen an. Die Ausschaffungsinitiative, wo man versucht, Leute, die hier geboren sind, auszuschaffen …
Frehner: Das ist doch …

Frehner: Ich könnte ja auch mit Beispielen kommen: Eine Geschlechtsumwandlung …
Arslan: Und das passt euch nicht, hm. Wie ist das jetzt, führst du eigentlich ein Selbstgespräch? Du sprichst die ganze Zeit …
Frehner: Jetzt lass mich ausreden …
Arslan: Also ehrlich …

Arslan: Wenn eine Initiative fast nicht umsetzbar ist, weil sie gegen unser Recht und viele bestehende Verträge verstösst, dann lanciert man am Ende halt eine Initiative, die alle Verträge infrage stellt …
Frehner: Ja, es geht um unsere Meinung. Man muss doch in einem Land definieren, wer das Sagen hat.
Arslan: Nochmals – ihr könnt einfach nichts akzeptieren, was nicht eurer Meinung entspricht.

Frehner: Nein, die Personenfreizügigkeit ist sogar teilweise schädlich für den Standort.
Arslan: Schön, dass du mal so deutlich sagst, wie du das siehst.
Frehner: Die Wirtschaft hat deswegen sogar grosse Probleme, Leute aus Drittstaaten zu kriegen.

Arslan: Wir funktionieren in einer Gemeinschaft, auch einer internationalen, und haben viele Verträge abgeschlossen – zum Beispiel beim Standort Basel …
Frehner: Sibel, du vermischst alles. Standort Basel und Menschenrechte … Sei ein bisschen konziser, sonst hat das ja keinen Sinn, so ein Gespräch.

«Ich schreibe keine Geschichten, damit sie den Leuten als Vorbild dienen.»

FOTO: ELENI KOUGIONIS

Peter Stamm

Der Schweizer Buchpreisträger und Erfolgsautor über die Notwendigkeit des Scheiterns, politisches Engagement und die literarische Krux mit #metoo.

«Das Dirty-Old-Man-Syndrom geht mir ab»

von Daniel Faulhaber

Als sein Name als Gewinner des Schweizer Buchpreises verkündet wurde, betrat Peter Stamm die Bühne im Foyer des Theaters Basel. Er nahm die Blumen entgegen, dann stand er da, geehrt und gerührt. In der Stunde seines Triumphs sagte er ein paar Worte der Solidarität mit den Verlierern dieses Literaturwettbewerbs. Man möge deren Bücher bitte ebenfalls kaufen, kein Buch habe die Auszeichnung «bester Roman» verdient, man sei schliesslich nicht beim Tennis.

Peter Stamm, wie wird man als Schriftsteller berühmt?

Autorinnen und Autoren sollten sich vor allem aufs Schreiben konzentrieren. Ich habe in meiner ganzen Schriftstellerkarriere nie aktiv etwas unternommen, um Erfolg zu haben. Ich habe viele Lesungen gehalten, das hilft sicher. Jens Sparschuh, ein deutscher Autor, hat früher mal zu mir gesagt, man müsse die Sekundärtugenden pflegen. Pünktlich sein, höflich sein. Das darf man nicht unterschätzen. Bücher kommen und gehen, die Veranstalter aber bleiben, und wenn die einen gut leiden können, ist das von grossem Wert. Ich habe über 1500 Lesungen gemacht in den vergangenen 20 Jahren, ich weiss, wovon ich spreche.

Sie sind zurzeit einer der wenigen Schweizer Schriftsteller von internationaler Strahlkraft. Wie beurteilen Sie die junge Schweizer Literatur?

Ich finde, die ist erstaunlich lebendig. Das spiegelt sich auch in der Auswahl zum Buchpreis wider. Nach Vincenzo Todisco, der zu meiner Generation gehört, ist Heinz Helle der Älteste. Mit seinen 40 Jahren ist Helle aber in meinen Augen auch noch jung. Es gibt also diese Biel-Fraktion, die für Aufsehen sorgt, es gibt die Spoken-Word-Bewegung. Gerade mit Auftrittsformaten wird viel experimentiert, da ist viel los. Und das Niveau ist gut, das ist mein Eindruck. Gleichzeitig ist es schwieriger geworden, international erfolgreich zu sein. Übersetzt zu werden, das ist verdammt schwer.

Wie kommt das?

Primär ist das so, weil die Bücherverkäufe überall zurückgehen. So gibt es auch weniger Verlage, die das Risiko eingehen, Autoren zu übersetzen.

Im Roman «Die sanfte Gleichgültigkeit der Welt» sagt eine der Hauptfiguren, ein alternder Schriftsteller: «Die jahrelangen Bemühungen und das ewige Scheitern waren es schliesslich, die mir zu Erfolg verhalfen.»

Peter Stamm kam 1963 im Thurgau zur Welt. Einst Buchhalter und Nachtwächter, schrieb er trotzdem nie wie Kafka, sondern wie Stamm. 1998 gelang ihm mit dem Roman «Agnes» der Durchbruch. Heute lebt Stamm in Winterthur, sein Werk wird in über 30 Sprachen übersetzt.

Was ist das für eine Obsession der Literaten mit dem Scheitern?

Oscar Wilde sagte mal, die Tragödie seines Lebens sei gewesen, dass er sein Genie für das Leben verwendet habe, aber fürs Schreiben nur sein Talent. Das ist eine reale Gefahr: Dass man so schreibt, wie es das Talent gerade hergibt. Man kommt dann in so eine Schreibe, wie man sagt. Wirklich gute Texte brauchen aber Brüche. Als ich noch als Reporter unterwegs war, gab es immer wieder diesen Punkt, an dem etwas schiefging. Einmal reisten ein Fotograf und ich in ein norwegisches Dorf, um über die Fischerei zu berichten. Als wir ankamen, stellte sich heraus: Alle Fischereifabriken hatten dichtgemacht, unser Untersuchungsobjekt war dahin. Bis dahin wäre das eine durchschnittliche Reportage geworden, schlussendlich wurde es ein richtig guter Text.

Ist jedes Scheitern fruchtbar?

Nein, leider nicht. Manchmal scheitert man, und dann wird auch noch der Text richtig schlecht.

Ihre Sprache ist aussergewöhnlich «normal». Die Kritik beschreibt sie oft als «unaufgeregt», «sachlich» oder «einfach». Was ist schwieriger: schillernd schreiben wie Jonas Lüscher oder unaufgeregt wie Peter Stamm?

Ein komplexer Satz ist vielleicht ganz grundsätzlich schwerer zu schreiben als «Ich ging nach Hause.» Andererseits kommt es bei einem einfachen Satz auf jedes Wort und jedes Satzzeichen an. Ich vergleiche das gerne mit Bildern von Mark Rothko. Wenn auf einer der streng komponierten Farbflächen eine Fliege sitzt, dann ist das nicht mehr schön. Aber wenn sie daneben ein Bild von Pieter Bruegel betrachten, dann ist die Fliege kein Problem. Auf diesen Bildern ist so viel los, da hat auch mal eine Fliege Platz. In einem ganz schlichten Text kann jede Kleinigkeit alles kaputtmachen. Man sucht sich seinen Stil ja nicht aus. Ich kann zum Beispiel nicht wie Jonas Lüscher schreiben. Er hat seinen Stil, ich habe meinen. Man kann Stil auch nicht imitieren, auch wenn man das als Jungautor gerne tut. Man versucht dann zu schreiben wie Thomas Bernhard, so war das zumindest früher. Alle wollten schreiben wie er.

«Ist die Hauptfigur unsympathisch, kriegt das Buch eine schlechte Kritik. Das passiert in den besten Feuilletons.»

In Besprechungen, die auf der Schlichtheit Ihres Stils beharren, liegt nicht selten eine Mischung aus Bewunderung und Spott. Etwas zwischen «wie macht er das» und «das kann doch jeder».

Ich habe mir dazu auch schon Gedanken gemacht. Die aktuelle Situation in der Literatur ist ein Stück weit vergleichbar mit jener der Kunstszene, bevor die Impressionisten kamen. Man hat manchmal das Gefühl, die Kritik beurteile nur die technische Schwierigkeit eines Werks. Zum Impressionisten sagt sie: Du kannst nicht malen. Eine Kritikerin schrieb mal über mich, sie wünschte sich mehr Nebensätze. Da dachte ich: Schön für sie, aber das ist hier kein Wunschkonzert. In der bildenden Kunst ist Schlichtheit inzwischen akzeptiert, in der Literatur wird sie weiter unterschätzt.

Der Literaturkritiker, der Banause?

Ich meine das nicht generell, aber ich staune schon immer wieder über die Kriterien der Kritik. Ich habe zum Beispiel nicht selten den Eindruck, dass sich der Hauptkritikpunkt einer Besprechung aus der Sympathie des Kritikers für die Hauptfigur im Buch ableitet. Ist die Hauptfigur unsympathisch, kriegt das Buch eine schlechte Kritik. Das passiert in den besten Feuilletons. Es gibt eine Tendenz zu inhaltlich orientierter Kritik, zumindest in den deutschsprachigen Ländern. Die gescheitesten Kritiken kriege ich immer im Ausland, die USA sind hier ein absolutes Vorbild.

Wird heute zu wenig über Stil geredet?

Ich weiss nicht, ob sich diese Diskussion lohnen würde. Man kann ja ohnehin gar nicht stillos sein. Stil hat sehr viel mit Persönlichkeit zu tun und genauso, wie jeder eine Persönlichkeit hat, hat auch jeder einen Stil. Vielleicht müsste vermehrt über die Qualität der Sprache gesprochen werden. In der Malerei übrigens interessiert es niemanden mehr, ob die Malerin einen perfekten Schatten malen kann. Da sind andere Kriterien wichtiger geworden.

Auf Ihrem Facebook-Account kann man nachlesen, dass Sie am 13. Oktober zum ersten Mal in Ihrem Leben an einer Demonstration teilgenommen haben. Es war der von Jonas Lüscher mitinitiierte, länderübergreifende Marsch gegen Nationalismus, für ein vereintes Europa. Wie wars?

Es war ganz nett. Ich bin ja seit Ewigkeiten bei den Grünen, seit 35 Jahren, glaube ich, aber Demonstrationen waren mir stets ein bisschen fremd. Massenveranstaltungen sind nicht mein Ding, obwohl ich es gut finde, dass demonstriert wird. Die Demonstration war während der Frankfurter Buchmesse und mein Lektor meinte, er wolle hin, seine Freunde auch. Da bin ich eben mitgegangen.

«Vielleicht wird meine politische Ader wieder sichtbarer. Ich weiss es noch nicht.»

Was hat Sie inhaltlich dazu bewogen, ausgerechnet auf dieser Demonstration mitzulaufen? Mit 55 Jahren an der ersten Demonstration, da muss es doch einen bestimmten Grund gegeben haben?

Es war eben wirklich ein Mitlaufen. Wäre mein Lektor nicht hingegangen, hätte ich vielleicht gekniffen. Mitgeholfen hat

ANZEIGE

«Ich kann nicht schreiben wie Jonas Lüscher.» FOTO: ELENI KOUGIONIS

aber schon auch, dass Jonas Lüscher das organisiert und mich angefragt hat, ob ich das mitunterstützen würde. Da fühlte ich mich auch ein bisschen verpflichtet.

Sie haben dann auch einige Posts abgesetzt zu den Ereignissen in Chemnitz. Was macht Sie wütend?

Ich hatte eigentlich nur ein Foto geteilt und geschrieben, dass einige angeblich spontan Demonstrierende plötzlich professionell gefertigte Transparente dabeihatten. Gefertigt von einer Agentur, die auch für die SVP arbeitet und die mit derselben Ästhetik der schwarzen und weissen Schafe in Chemnitz auftauchte. Auf den Post kamen dann sofort Antworten in Form von Rechtfertigungen und Selbstverteidigungen für Dinge, die ich ihnen gar nicht vorgeworfen habe. Ich denke, dass da Netzwerke walten, die organisierter sind, als man denkt. Sicher gab es in Chemnitz auch naive oder spontane Teilnehmende. Aber es waren eben auch Bündnisse da. Und wenn man davon ausgeht, dass diese zum Teil sehr extreme Haltungen vertreten, halte ich das für gefährlich. Wie man an der Ästhetik einiger Transparente ablesen konnte, sind da auch Schweizer Kreise involviert.

Insbesondere der Romanautor Peter Stamm ist nicht als politischer Schriftsteller bekannt. Ändert sich das gerade angesichts aktueller politischer Debatten und des Aufkommens rechtsradikaler Kräfte in Europa?

Dass ich nicht politisch sei, stimmt so nicht. Ich habe sehr viele politische Texte geschrieben, für einen Beitrag im «Nebelspalter» wurde ich wegen Ehrverletzung der Schweizer Armee vor dem Presserat verklagt. Irgendwann stellte sich für mich aber die Frage, was das alles bringt. Ich glaube schon, dass ich auch mit meinen Romanen etwas bewege, nur vielleicht weniger direkt *(überlegt kurz)*. Vielleicht müsste man schon mehr machen. Was Jonas Lüscher mit dieser Demonstration gemacht hat, finde ich gut und wichtig. Vielleicht wird auch meine politische Ader wieder sichtbarer. Ich weiss es noch nicht.

Anderes Thema, auch politisch: In «Die sanfte Gleichgültigkeit der Welt» trifft ein älterer Schriftsteller auf eine jüngere Frau. Eine vertrackte Geschichte, natürlich geht es auch ein bisschen um Liebe. Hat es das literarische Motiv «älterer Herr trifft junge Frau» in letzter Zeit schwerer als auch schon?

In meinem Roman trifft ein Schriftsteller auf seine Freundin, die ungefähr gleich alt ist wie er. Erst im Verlauf der verschachtelten Handlung wird diese Freundin in einer jüngeren Frau gespiegelt und eine neue Begegnung findet statt. Von daher finde ich die Beziehungskonstellation in diesem Buch auch nicht problematisch, die beiden siezen sich ja auch bis zum Schluss. Das ist keine Altherrenerotik, das ist mir zuwider und wäre nicht mein Stil. Das «Dirty-Old-Man-Syndrom» geht mir ab, aber ich finde, man merkt das einem Text auch an, oder? Man merkt, ob es schlüpfrig wird, wenn Frauenfiguren beschrieben werden und der Erzähler zum Beispiel über einen schönen Po sinniert. Das kommt bei mir alles nicht vor.

«Ich bringe niemanden um in meinen Büchern, wenn ich keine guten Gründe dafür habe.»

Dürfen zu Schlagworten verdichtete Kontroversen wie #metoo zu Diskussionsgrundlagen für Kunstwerke werden?

Ich finde das hochproblematisch. Ich denke, dann müsste man auch das Beschreiben eines Mordes verbieten, denn ein Mord ist auch nichts Gutes. In der Literatur passieren Dinge, die nicht gut sind. Aber das ist ja der Witz der Literatur. Allerdings: Nur weil ich in der Literatur Dinge tun kann, die ich in der Realität niemals tun darf, heisst das noch lange nicht, dass irgendetwas willkürlich passieren sollte. Ich bringe niemanden um in meinen Büchern, wenn ich keine guten Gründe dafür habe. Aber diese Verflechtung gesellschaftlicher Debatten mit dem Anspruch an moralisch vertretbare Kunst finde ich wirklich hochproblematisch. Man hat mir schon vorgeworfen, ich sei Antifeminist, weil ich in einem Buch eine Hausfrau beschreibe, die nicht arbeiten will. Ich schreibe keine Geschichten, damit sie den Leuten als Vorbild dienen.

Leben wir in einer zunehmend kunstfeindlichen Zeit?

Ich denke mit radikalen Vorwürfen an literarische Situationen diskreditiert man die wichtigen Anliegen in der Realität. Es gibt wirklich schlimme Fälle, die unter #metoo bekannt wurden. Diese Fälle werden verharmlost, wenn Fiktion mit Realität gleichsetzt wird.

Gibt es trotzdem Momente, in denen Sie unter dem Eindruck aktueller Debatten beim Schreiben eine innere Schere wahrnehmen?

Nein. Für mich muss eine Szene einfach stimmen. Ich glaube, wie gesagt, dass man das auch als Leserin oder als Leser merkt. Wenn sich in einem meiner Texte eine junge, vielleicht hübsche Frau auszieht, dann nicht, weil ich das geil finde, sondern weil das im Kontext der Geschichte so sein muss. Ich glaube, dass nicht ein Hashtag die Messlatte dafür sein sollte, ob das geht oder nicht. Sondern die Frage, ob die Szene für die Geschichte stimmt. ×

Pflegefamilien

782 Kinder in Basel-Stadt leben nicht bei ihren leiblichen Eltern. Die meisten von ihnen landen im Heim.

Wer will denn schon ein fremdes Kind?

von Andrea Fopp

Da ist das Mädchen, das, kaum auf der Welt, schon einen Drogenentzug machen muss. Weil seine Mutter abhängig ist. Da sind die Geschwister, deren Mutter in eine tiefe Depression fällt und in eine Klinik kommt. Da ist das Kindergartenkind, das noch nicht sprechen kann. Weil die Eltern sich um ihren nächsten Rausch kümmern. Da ist das Kind, dessen Mutter ins Gefängnis muss.

Alles Fälle, die dokumentiert sind. Manche sind in Studien über Pflegekinder erwähnt. Die Väter der Kinder: krank, weg oder beides. Die Kinder im besten Fall nur vorübergehend ohne Eltern. Im schlimmsten Fall längere Zeit verwahrlost. Missbraucht. Traumatisiert.

Manche Fälle hat der Verein Familea betreut, der in der Region Basel Pflegefamilien vermittelt. Familien, welche die Kinder aufnehmen, ihnen ein Bett, Essen und im Idealfall Wärme und Sicherheit und eine Zukunft geben. Manchmal für viele Jahre.

Mutter werden in 26 Stunden

Manchmal bleiben die Kinder auch nur für ein paar Tage, zum Beispiel bei Heidi Kubli. Die 50-Jährige empfängt uns bei ihr zu Hause. Nirgends Spielsachen oder Kinderkleider – für solche Dinge sind die jugendlichen Kinder zu gross. Und doch hat Kubli einen Vorrat an Windeln, an Babybodys, an Schoppenflaschen. Säuberlich verräumt. Für den Fall, dass sie einen Anruf bekommt.

Heidi Kubli ist Notfallpflegemutter. Sie nimmt kleine Kinder auf, wenn diese von heute auf morgen einen Platz brauchen. Es sind Kinder, bei denen die Behörden unsicher sind: Können sie wieder nach Hause zu Mutter und Vater, oder müssen sie längerfristig platziert werden? Für diese Abklärungsphase braucht es eine Zwischenlösung. Eine wie Heidi Kubli.

Kubli heisst eigentlich anders. Die TagesWoche hat ihren Namen abgeändert. Einerseits um die Privatsphäre der Kinder zu wahren. Andererseits um die Pflegemutter selbst zu schützen. Bei ungefähr jeder zweiten sogenannten Fremdplatzierung in der Schweiz wollen die Eltern ihr Kind nämlich gar nicht weggeben.

Bei jeder zweiten Fremdplatzierung wollen Eltern ihre Kinder nicht weggeben.

In solchen Fällen verfügt die Kinder- und Erwachsenenschutzbehörde Kesb, dass das Kind zu Hause schlecht aufgehoben ist und einen sicheren Platz braucht. Kubli will vermeiden, dass auf einmal die leiblichen Eltern vor ihrer Tür auftauchen. Es gibt aber auch Mütter, die ihr Kind freiwillig abgeben, weil sie nicht klarkommen. So wie beim sechs Tage alten Buschi.

Heidi Kubli bekam einen Anruf von der Familea: «Wir haben ein Baby, können Sie es nehmen?» Kubli schaute in ihre Agenda, beriet sich mit Mann und Kindern: «Seid ihr einverstanden?» Dann kaufte sie Schoppenpulver, richtete das Bettchen her. 26 Stunden später holte sie das Kind ab.

«Das ist wie eine 26-stündige Schwangerschaft. Du nimmst das Kind in den Arm und schon bist du Mutter. Das ist so intensiv, dass ich manchmal denke, jetzt kriege ich dann einen Milcheinschuss», sagt Kubli. Tatsächlich bedeutet so ein Schritt, in der Nacht ständig aufstehen, ohne Schlaf auskommen und plötzlich volle Verantwortung für ein kleines Kind tragen zu müssen. «Das ist schon eine Wahnsinnsherausforderung», so Kubli.

Nach viereinhalb Monaten wurde für das Buschi eine Adoptivfamilie gefunden. Kubli liess es mit gutem Gefühl ziehen. Sie hatte engen Kontakt mit der Familie, die Adoptiveltern besuchten das Baby während zwei Wochen regelmässig, sodass sich Adoptiveltern und Baby aneinander gewöhnen konnten. «Ich wusste: Das Kind wird es gut haben, dort.»

Kaum Lohn, wenig Platz

Kubli stellt sich jeweils von Anfang an auf den Abschied ein. Wenn das Kind wieder weg ist, fällt sie trotzdem in ein kleines Loch. «Es fehlt mir. Und ich bin todmüde.» Sechs Pflegekinder hat Heidi Kubli bisher betreut, drei Buschis, ein Zweijähriges und ein Geschwisterpaar. Sie blieben zwischen drei Tagen und viereinhalb Monaten.

Vier der Kinder konnten danach zu ihren leiblichen Müttern zurück. Die Behörden fanden mit diesen eine Lösung: Sie würden die Kinder selber betreuen, aber regelmässige Unterstützung von einer Sozialarbeiterin bekommen. In zwei Fällen fiel Kubli der Abschied schwerer. «Ich machte mir Sorgen um sie.»

Die Zahlenlage zu Pflegekindern ist schlecht, die meisten Kantone erfassen nicht systematisch, wie viele Kinder zu den leiblichen Eltern zurückkehren. Gemäss einer Studie der Dachorganisation der Pflege- und Adoptivkinder (Pach) gehen 38 Prozent der Kinder, die kurzzeitig bei Notfallpflegeeltern wie Heidi Kubli untergebracht sind, wieder nach Hause. Die, die nicht daheim wohnen können, kommen in eine Langzeitpflegefamilie oder in ein Kinderheim. 10 bis 30 Prozent der Kinder in Langzeitpflegefamilien kehren zu ihren leiblichen Eltern zurück.

Heidi Kubli ist Pflegemutter, weil sie Kinder gern hat. Sie ist Hausfrau aus Überzeugung. Wenn sie über das Kinderhaben redet, wird die sanft wirkende Frau resolut: «Ich wollte immer da sein, wenn meine Kinder mich brauchten.» Jetzt sind die Kinder gross, Kubli hat Zeit.

Tagesmutter sein, «sodass andere Mütter arbeiten gehen können», das kam für sie nicht infrage. Sie will hier sein für Kinder, die sonst niemanden haben. Also meldete sie sich als Pflegemutter bei der Familea an. Eigentlich kann jede Pflegemutter und jeder Pflegevater werden. Das Problem: Kaum jemand will. Nicht mehr. Das ist die Erfahrung, die Balz Staub macht. Er leitet die Jugendhilfe bei der Familea und vermittelt Pflegefamilien. «Wir brauchen dringend mehr Pflegeeltern.»

Er hat sich an die TagesWoche gewandt, in der Hoffnung, über die Medien mehr Familien in Basel anzusprechen.

Auf dem Land hat die Familea weniger Probleme. Hausfrauen, die im Einfamilienhaus leben und deren Kinder ausgeflogen sind, haben eher Zeit und Platz. Doch in der Stadt fehlt es an Pflegeeltern, insbesondere für Geschwisterpaare. «Die Berufstätigkeit beider Eltern», nennt Balz Staub als Grund. Wenn beide einen Job haben, ist es schwieriger, noch ein Pflegekind in den organisierten Alltag einzuschliessen.

Es ist die Krux der weiblichen Emanzipation: Frauen, die sich früher unbezahlt um Alte, Kranke, Kinder gekümmert haben, gehen heute arbeiten. Und die Gesellschaft tut sich schwer damit, die Lücken zu stopfen. Denn das kostet, und niemand will Geld ausgeben für etwas, das früher gratis zu haben war.

Heidi Kubli bekommt zwar eine Abfindung, die sie versteuern muss. Aber sie ist so klein, dass sie den Namen Lohn nicht verdient: 1426 Franken pro Monat, so steht es auf der Lohnabrechnung. Dazu kommen 1054 Franken Spesen für Schoppen, Windeln und andere Auslagen. Der Maximalbeitrag für ein Kind beträgt gemäss Verordnung 1700 Franken. Das ersetzt kein eigenes Einkommen.

Doch viele Familien zögern nicht nur wegen des Geldes, ein Kind aufzunehmen. Es geht auch um emotionale Belastbarkeit. Pflegeeltern sein ist natürlich nicht nur rosarot und romantisch. Eine Pflegemutter, die nicht namentlich genannt werden will, berichtet von Kindern, die schreien und toben, so gut man es auch meint mit ihnen. Von Kindern, die überfordert sind mit regelmässigen Mahlzeiten.

Das kommt nicht von ungefähr: Kinder, die ohne Zuneigung und ohne Strukturen aufgewachsen sind, können sich nicht von heute auf morgen auf Fürsorge einlassen, dem Guten trauen. Viele Pflegekinder leiden deshalb unter psychischen Problemen. Das zeigen schon Studien der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Klinik Basel aus dem Jahr 2011.

Veränderung tut not

Mit solchen Schwierigkeiten muss man als Pflegeeltern umgehen können. Daniela Reimer kennt die Problematik. Sie forscht an der Zürcher Hochschule für Angewandte Forschung zu Pflegefamilien. Sie sagt: «Bei berufstätigen Eltern herrscht die Gefahr, dass sie zwischen Job und Pflegekind aufgerieben werden. Gerade in der Anfangsphase, wenn sich das Kind eingewöhnt.» Sie wünscht sich deshalb flexiblere Lösungen, beispielsweise eine Art bezahlten Urlaub für Pflegeeltern. «Es wäre hilfreich, wenn Pflegeeltern zwischenzeitlich daheim bleiben könnten, wenn das Pflegekind mehr Zeit in Anspruch nimmt.»

Ähnliche Forderungen stellen seit Jahren auch pflegende Angehörige, also Frauen und Männer, die ihre betagten Eltern pflegen. Momentan läuft eine nationale Vernehmlassung für ein Entlastungsprogramm für pflegende Angehörige.

Eine Veränderung tut not: Wenn Pflegefamilien fehlen, kommen die Kinder ins Heim. In den letzten Jahrzehnten sind immer mehr Heime aufgegangen. Im Jahr 2015 lebten laut Pach-Bestandesaufnahme 655 Basler Kinder in Heimen – und nur 127 in einer Pflegefamilie. In Baselland waren 414 Kinder in Heimen, 105 Kinder in einer Pflegefamilie.

Klar, es gibt Kinder, die im Heim am besten aufgehoben sind. Doch insbesondere für kleine Kinder ist eine Pflegefamilie oft die bessere Lösung. In Heimen gehen die Bezugspersonen am Abend nach Hause, und wenn sie kündigen, sind sie ganz weg – für das Kind, das schon die Trennung von den leiblichen Eltern erlebte, ein neuer Beziehungsabbruch. Resultat: Je mehr Vertrauenspersonen ein Kind verliert, desto weniger Vertrauen schöpft es bei einer nächsten.

Sind Laien-Pflegeeltern überfordert, muss das Kind wieder ausziehen: der Horror – für beide.

Balz Staub sagt: «Die Kinder hätten am liebsten einen ganz normalen Alltag.» Kinder, die aus der Stadt kommen, sollen auch weiterhin in der Stadt aufwachsen können. Eingebunden im Quartier, in die Verwandtschaft. Am besten mit verhältnissmässig jungen Eltern mit leiblichen Kindern, sodass die Pflegekinder Geschwister haben.

Die Forschung bestätigt dies. Pflegekinder wollen am liebsten aufwachsen wie die anderen Kinder. Wichtige Voraussetzung: Dass sie von den Pflegeeltern und den neuen Grosseltern und Onkeln und Tanten nicht anders behandelt werden als die leiblichen Kinder.

Für besonders traumatisierte Kinder gibt es noch eine Lösung zwischen Heim und Familie: sogenannte Fachpflegefamilien. Das sind Pflegefamilien, in denen ein Elternteil eine sozialpädagogische Ausbildung hat und über Wissen in der Traumabewältigung verfügt. Solche Familien können mehr als drei Kinder aufnehmen. Reich werden sie dadurch nicht, sie erhalten in Basel pro Kind zwischen 1700 und 2500 Franken plus Spesen.

Einige Fachleute fordern professionell geschulte Pflegeeltern für alle Pflegekinder. Denn es kommt immer wieder vor, dass die Laien-Pflegeeltern so überfordert sind, dass das Kind wieder ausziehen muss. Für die Eltern ist dies der Horror. Und für die Kinder sowieso, sie müssen einmal mehr die Erfahrung machen: Ich gehöre nirgends hin.

Und dann ist da noch die Sache mit dem Glauben. So gibt es Schweizer, die es kategorisch ablehnen, ein muslimisches Kind aufzunehmen, beispielsweise Kinder aus Eritrea, die Ramadan feiern. Eine Herausforderung, wie Balz Staub von der Familea bestätigt: «In so einem Fall klären wir genauer ab: Was steckt dahinter?»

Es gibt aber auch den umgekehrten Fall: dass ein unreligiöses Kind zu einer gläubigen Familie kommt. Häufig sind etwa strenggläubige Christen oder Muslime eher bereit, ein Kind aufzunehmen. Auch dann schaut die Familea genauer hin, sagt Staub. «Pflegeeltern dürfen das Kind nicht indoktrinieren.»

Ungeahnte Kräfte

Die zuständigen Fachpersonen überprüfen bei ihren regelmässigen Besuchen, ob das Kind insgesamt einen mehr oder weniger normalen Basler Alltag lebt. «Dazu gehört, dass das Kind Fasnacht machen, Weihnachtsgeschenke erhalten oder zum Kindergeburtstag des Kindsgigschpähnlis gehen darf», sagt Staub.

Trotz all den Schwierigkeiten halten die Behörden am Konzept der quasiehrenamtlichen Pflegefamilie fest. Balz Staub und Daniela Reimer sind sich einig: «Die meisten Eltern sind der Aufgabe gewachsen.»

Und die Pflegefamilien sind ja auch nicht ganz allein: Am Anfang kommt regelmässig eine Sozialarbeiterin zu Besuch. Dazu organisiert Familea einmal pro Monat Treffen mit Pflegeeltern, die von einer Fachperson geleitet werden. Dort können Pflegeeltern ihre Sorgen und Fragen besprechen.

Für Heidi Kubli ist das ein gutes System. Sie ist überzeugt: «Wenn man wirklich parat ist, etwas für ein Kind zu machen, dann kann man das auch. Man entwickelt Energien, von denen man gar nicht wusste, dass man sie hat.» ×

«Ich gehöre nirgends hin.» FOTO: ISTOCK

Keine Frage des Blutes: Sandra Aeby mit ihren Kindern Barbara, Basil und Nils. FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Pflegefamilien

Seit sechs Jahren hat Sandra Aeby eine Pflegetochter. Ein Leben ohne Barbara kann sie sich nicht mehr vorstellen. Sie appelliert an andere: «Gebt einem Kind ein Nestli.»

«Ich liebe meine Pflegetochter wie die leiblichen Kinder»

von Andrea Fopp

Für Sandra Aeby ist Familie keine Frage des Blutes. Sandra, blondes Haar, pinkes Shirt, offenherziges Lachen, hat Freundinnen, die ihr so nahe stehen, dass der Begriff «Freundschaft» nicht ausreicht. «Sie sind meine Schwestern.» Familie ist eine Frage des Gernhabens.

Um die Jahrhundertwende herum arbeitete sie als Hebamme in der Uniklinik. Immer wieder musste sie ein Kind gleich nach der Geburt aus dem Gebärzimmer tragen, weg von der Mutter. «Das waren unsere Schätzelis, wir Hebammen trugen sie manchmal tagelang herum.» Bis die Behörden jemanden fanden, der auf das Kind schaute. Eine Pflegefamilie, ein Heim. Weil die Mutter krank war, es keinen Vater gab, der das Kind aufziehen konnte. Sandra Aeby fragte sich damals: «Wo kommen diese Kinder hin? Gibt es niemanden, der ihnen ein Nestli gibt?» Sie beschloss, später, wenn sie selbst eine Familie haben würde, ein Pflegekind aufzunehmen.

Im Jahr 2000 ist Sandra schwanger. Sie und ihr Mann Claude bekommen ihr erstes Kind, Nils. 2005 kommt Basil auf die Welt. Sandra und Claude arbeiten freiberuflich, Sandra als Hebamme, Claude als Masseur zu Hause. Sie können ihre Arbeitszeiten so organisieren, dass immer einer von beiden daheim bei den Knaben ist. Oft ist es Claude.

Das läuft gut. Sie denken: «Ob zwei oder drei Kinder, kommt nicht darauf an.» Sandra wird wieder schwanger, das Kind stirbt im Bauch.

Gebrochenes Herz

Sandra und Claude denken über ein Pflegekind nach. Aber sie warten. Zuerst wollen sie sicher sein, dass sie den Tod ihres Ungeborenen überwunden haben. Dass das Pflegekind keine Notlösung ist.

Als es soweit ist, bewerben sie sich bei Familea. Der Verein betreut und vermittelt im Auftrag von Basel-Stadt und Baselland Pflegefamilien, klärt ab, ob Familien geeignet sind. Geeignet ist, wer eine stabile Situation hat. Es müssen keine Paare sein, auch Einzelpersonen kommen infrage.

Anfang 2012 zieht das erste Pflegekind bei der Familie Aeby ein. Aber es funktioniert nicht – wie und warum, das bleibt in der Familie, ist eine Frage des Kindesschutzes. Das Kind zieht wieder aus. Das Herz von Sandras Mann ist gebrochen. «Er war richtig verliebt», sagt sie.

Nach einer Weile überlegt das Paar, es nochmals zu versuchen. Sie haben Angst: Was, wenn es wieder schiefgeht? Doch dann denkt sich Sandra: «Gopf, bislang habe ich auch alles gestemmt, da kann ich mich auch noch auf ein weiteres Kind einlassen.»

Die Ungewissheit macht ihr keine Angst, sondern Mut. Vor der Geburt ihrer Kinder hatte Sandra genaue Vorstellungen vom Leben als Familie. Und dann kam Nils, und alles war anders. Und bei Basil war es wieder anders. «So ist mein Leben. Es kommt nie, wie ich denke, aber es kommt so, wie es muss.»

Sandra und Claude geben Familea noch im selben Jahr Bescheid: Sie haben den innigen Wunsch, ein zweites Pflegekind aufzunehmen. Sandra denkt: «Ich werde das Pflegekind gern haben. Aber niemals so gern wie meine eigenen Kinder. So ohne Schwangerschaft, ohne Gebären und Stillen, ohne die Kleinkindjahre.»

Sie irrt sich.

Barbara kommt zunächst nur zu Besuch zu den Aebys in die Breite, ins Reihenhaus mit der blauen Esszimmerwand und dem kleinen Garten. Sie kommt mit ihrem Mami, um zu sehen, ob es ihr gefällt. Damals ist sie vier Jahre alt und erinnert sich: «Ich fand es toll, aber ich habe mir wehgemacht.» Ein typischer Kinderunfall. Mami und Sandra verarzten sie gemeinsam.

Sandra und Claude halten eine Familiensitzung mit Nils und Basil ab. Es gibt eine Abstimmung: «Wer ist dafür, dass Barbara bei uns einzieht?» Alle sind dafür. Auch Barbara und ihr Mami.

Manchmal gibt es Eifersucht, dann fallen Worte wie: «Mami, warum hast du die ins Haus geholt?»

Barbaras Mutter ist es wichtig, dass ihre Tochter in Basel wohnt, in ihrer Nähe. Das ergibt Sinn: Nicht nur, weil es für das Kind einfacher ist, wenn es weiter im bekannten Ort wohnen kann. Auch, weil Pflegefamilien nicht wie Adoptivfamilien sind. Denn wenn möglich, streben die Behörden eine sogenannte Rückführung an. Das heisst, sie überprüfen regelmässig, ob die Situation der leiblichen Familie sich stabilisiert hat und das Kind zurückziehen kann.

Barbara zieht bei der Familie Aeby ein. Sandra denkt: «Kann ich das, Mutter einer Tochter sein?» Bislang ist sie eine Bubenmama. Sie kann es, Sandra ist euphorisch. Nils und Basil nennen Barbara ihre Schwester. Sie spielen und streiten. Manchmal gibt es Eifersucht, dann fallen Worte wie: «Mami, warum hast du die ins Haus geholt?» Dann sagt Sandra: «Ihr habt Ja dazu gesagt, sie gehört zu uns, darüber gibt es keine Diskussion.»

Gefordert, aber nie überfordert

Nach einer Weile ist Sandra erschöpft. Es braucht seine Zeit, bis aus einem fremden Kind ein Familienmitglied wird. Alle müssen sich anpassen, das braucht Kraft: «Ich war gefordert, aber nie überfordert.»

Regelmässig kommt eine Sozialarbeiterin von Familea bei den Aebys vorbei. Einmal im Monat findet ein Treffen von Pflegeeltern statt, begleitet von einer Fachperson. Dort können Pflegeeltern Fragen stellen, Sorgen besprechen, nach Lösungen suchen. Sandra bespricht dort «jeden Hafenkäse». Das gibt ihr Halt.

Barbara geht regelmässig über das Wochenende zu ihrem Mami. Auch Sandra und Claude stehen in Kontakt mit ihr. Die Beziehung ist gut, sie fassen gegenseitig Vertrauen. Barbaras Mami sagt einmal zu Sandra: «Wir haben zusammen eine Tochter.»

Barbara nennt Sandra «Sandra», Claude «Papa», einen leiblichen Vater gibt es nicht, ein Mami schon.

Manchmal möchte Barbara am Sonntag nicht zurück in die Pflegefamilie. Sie weint: «Ich will zum Mami.» Dann tröstet Sandra sie, obwohl sie innerlich verletzt ist. «Ich muss die Grosse sein, meinen Schmerz zurückstecken.»

Wettrennen gegen die Pubertät

Es ist der Schmerz einer Mutter, Ausdruck einer Liebe, die stärker ist, als Sandra Aeby erwartet hätte. «Ich liebe Barbara wie meine eigenen Kinder. Sie ist meine Tochter. Sie gehört dazu.» So ist das Leben: Es ist anders, als man denkt. Und das ist gut so.

2016 trennen sich Claude und Sandra. Claude zieht aus, die Buben und auch Barbara gehen ihn regelmässig besuchen. Sandra hat Angst: «Was, wenn sie uns deswegen Barbara wegnehmen?» Barbara bleibt. Es gibt kein Scheidungsverbot für Pflegeeltern.

Im Sommer 2018 geht Barbara in ein Klassenlager. Sie warnt ihre Pflegemutter: «Wehe, wenn du weinst beim Abholen.» Sandra Aeby vermisst ihre Tochter wahnsinnig. Und weint beim Abholen vor Freude. Doch Barbara, die jahrelang kein einziges Mal geweint hat, weint nun auch. «Unsere Liebe hat eine neue Dimension erreicht», sagt Sandra.

Manchmal denkt sie: «Es läuft so gut, wann fangen die Probleme an?» Vielleicht, wenn Barbara in die Pubertät kommt. Sandra führt einen Wettlauf gegen die Zeit. «Bis zur Pubertät muss die Bindung zwischen Barbara und mir so stark sein, dass sie ‹verhebt›. Damit sie hält, bis Barbara erwachsen ist.»

Eine andere Zukunft kann sich Sandra Aeby nicht vorstellen, eine ohne Barbara. Deshalb verdrängt sie Gedanken an eine Rückführung. An die Möglichkeit, dass Barbara irgendwann ausziehen könnte, Vollzeit zu ihrem Mami. «Wenn ich daran denke, bekomme ich Bauchweh», sagt sie.

Sandra wünscht sich, dass mehr Leute in der Region Pflegekinder aufnehmen. Es herrscht Mangel. Es gibt zu viele Kinder, die nicht bei ihren leiblichen Eltern leben können, und zu wenige Eltern, die sie aufnehmen.

Sandra, Claude, Nils, Basil, Barbara und Barbaras Mami haben Wurzeln geschlagen und sie miteinander verknotet. Damit sie zusammenhalten, wenn ein Sturm kommt. ×

Heiko Vogel

Als FCB-Trainer war Heiko Vogel Protagonist in der ersten Sportgeschichte der TagesWoche. Nun zeigt sich: Wir teilen ein ähnlicheres Schicksal, als man denken würde.

«Welches Rückspiel?»

von Christoph Kieslich und Samuel Waldis

Erste Novemberwoche 2011, die Nummer 1 der TagesWoche war gerade erschienen, da nahm auch die Sportredaktion ihre Arbeit auf. Mit einer Reise nach Lissabon. Im Estadio de la Luz trieb ein Herbststurm die Regentropfen quer über die Laptoptastatur, als kurz vor Anpfiff der Text fertig wurde über den Mann, der kurz darauf beim FC Basel vom Interims- zum Cheftrainer bestellt wurde: «Pass mal auf, Vogel!» – Der Titel des Porträts zitierte die Lebensgefährtin, Barbara Vitzthum, die Heiko Vogel dafür schätzt, dass sie ihm den Spiegel vorhält, wenn es nötig ist.

Das Spiel endete dank Scott Chipperfields Energieleistung und Benjamin Huggels wundervoller Direktabnahme mit dem wertvollen 1:1, das dem FCB den Weg zu einem der grössten Triumphe der Vereinsgeschichte ebnete: dem Sieg gegen Manchester United und dem Einzug in die Achtelfinals der Champions League.

Ein knappes Jahr später war Vogel Geschichte beim FCB. Und fast exakt sieben Jahre nach dem Abend von Lissabon ereignete sich am 5. November – die Entlassung von Vogel als Trainer bei Sturm Graz und das Ende der TagesWoche. Kurz: Wir mussten ihn fast schon auf ein Abschlussgespräch treffen. Aus Frau Vitzthum ist übrigens Frau Vogel geworden. Geheiratet wurde im Standesamt Tegernsee, gegenüber dem Café, in dem wir Heiko Vogel getroffen haben.

Heiko Vogel, haben Sie ein Gefühl dafür, was beim FC Basel in den vergangenen anderthalb Jahren nach dem Umbruch passiert ist?

Ich habe fast wöchentlich Kontakt zu Alex Frei. Wir pflegen ein sehr freundschaftliches Verhältnis. Da geht es im Kern natürlich um Fussball, aber ein Telefon mit Alex beginnt immer mit seiner Frage: «Wie gehts?» Das finde ich schön. Erst mal der Mensch im Mittelpunkt. Ich glaube, er wird seinen Weg als Trainer gehen.

Ist Alex Frei frustriert wegen der fussballerischen Baisse beim FCB?

Nein, aber er will wie alle anderen auch, dass es besser wird. Schauen Sie, es ist im Fussball wie in vielen anderen Bereichen auch: Es gibt eine Sinuskurve, die unser Leben bestimmt. Dass der FC Basel ein Tal durchschreiten muss, ist systemimmanent. Je erfolgreicher du bist, desto grösser sind die Anstrengungen der Gegner, diesen Erfolg zu stoppen. Die Young Boys machen irgendetwas richtig, das Team ist richtig gut. Gleichzeitig setzt bei dir selbst eine Sättigung ein. Beim FCB kommt der grosse Führungswechsel erschwerend hinzu, man darf das nicht missachten.

«Auch wenn man keine Aufgabe hat: Die Faszination für den Fussball ist stärker als alles andere.»

Und dann wurde fast panikartig Trainer Raphael Wicky entlassen.

Da bin ich zu weit weg, um das zu beurteilen. Viele Dinge beeinflussen ein Trainerschicksal. Nicht zuletzt die Ergebnisse. Kein Trainer wird entlassen, wenn die Resultate gut sind.

Doch. Urs Fischer beim FC Basel.

Stimmt.

Und das, nachdem seine Mannschaft an 71 von 72 Spieltagen auf dem ersten Platz gestanden und drei von vier nationalen Titeln gewonnen hatte.

Mehr geht nicht. Das finde ich eigentlich sehr sexy.

Es reichte aber nicht.

Beängstigend. Was soll ein Trainer dabei denken? Und die Mannschaft? Man gewinnt 3:0, und dann ist das nicht attraktiv genug? Dann wird es schwer. Es ist auch eine Frage der Philosophie: Kommt ein Vereinsvorstand auf mich und sagt, die Resultate seien gut, aber das Spektakel komme zu kurz, sage ich: Dann bin ich nicht der richtige Trainer. Sollen wir absichtlich eine schlechtere Mannschaft aufstellen? Absichtlich Transfers tätigen, die uns schwächen? Damit es ausgeglichener ist?

Die neue Führung wollte etwas Neues. Und sie wollte attraktiveren Fussball. Den gab es zuweilen ja auch. Etwa beim 5:0-Sieg gegen Benfica Lissabon.

Das sehe ich anders. Das Resultat widerspiegelt den Verlauf der Partie ja nicht. Dazu kam es, weil Benfica nicht wie Thun oder Lausanne spielt. Basel hatte Räume, die es in der Liga nicht gibt. Dimitri Oberlins Tor war ein Beispiel dafür. Das geht nicht in der Super League.

Der FCB ist heute personell komplett anders aufgestellt als zu Ihrer Zeit.

Die Führungscrew um Georg Heitz und Bernhard Heusler war schon einzigartig. Niemand ist perfekt, aber die haben sich herausragend gut ergänzt.

Was haben die denn so besonders gut gemacht?

Wenn Bernhard Heusler vor die Mannschaft steht und mit ihr in vier Sprachen

Heiko Vogel, 42, fand über die Jugend des FC Bayern München als Trainer zum FC Basel. Als Chefcoach der Basler gewann er 2012 das Double, bevor er den Verein im Oktober verlassen musste. Zuletzt war er beim österreichischen Bundesligisten Sturm Graz tätig, der ihn am 5. November 2018 entlassen hat. Vogel lebt im oberbayrischen Warngau.

«Den FC Basel werde ich Zeit meines Lebens verfolgen. Weil ich zu diesem Klub eine besonders emotionale Beziehung habe.» Heiko Vogel, unterwegs mit Samuel Waldis (links) und Christoph Kieslich.

FOTOS: STEFANOS NOTOPOULOS

spricht – das ist eindrucksvoll. Er wählte seine Worte immer sehr klug. Und er verkörperte den FCB mit Leib und Seele, kümmerte sich stark ums Gemeinwohl, um die Basis, und versuchte, die Fans für den Verein zu gewinnen und die Kurve gegenüber Verband und der Öffentlichkeit zu verteidigen. An Georg Heitz schätze ich dessen Akribie und Gelassenheit. Die hätte ich manchmal auch gerne. Es war kein Zufall, dass der FCB unter Heusler und Heitz eine erfolgreiche Ära erlebte. Sie trafen aus Überzeugung richtige Entscheide. Auch unpopuläre – wie meine Entlassung.

Jetzt wurden Sie zum zweiten Mal entlassen. Wie haben Sie das erlebt?

Gelassen. Ich hatte klar kommuniziert, was ich mir vorstelle. Es gab nur zwei Möglichkeiten, weil ich Schwarz oder Weiss gefordert habe. Nichts zwischendrin. Und das habe ich bekommen. Wir haben am Samstag daheim gegen Innsbruck 1:1 gespielt. Ich wusste, die Klubführung sitzt am Sonntag zusammen. Und am Montagmorgen wusste ich Bescheid.

Wieso ist es nach nur zehn Monaten zu Ende gegangen?

Wir sind auch ein bisschen Opfer des Erfolgs geworden. Die Abgänge, die wir zu verkraften hatten, kann kein Verein auf dem Level kompensieren. Da gibt es keine Entschuldigung. Da haben einfach die Mechanismen des Fussballs gegriffen.

Und da war halt auch eine Serie von 14 Spielen mit nur einem Sieg.

Es war fraglos eine schwierige Phase. Wir konnten uns nicht richtig vorbereiten, haben fünf Stammspieler verloren, darunter den Captain und Toptorjäger. Und es wurden Spieler geholt, die nicht die nötige Wettkampfhärte mitbringen konnten, da sie bei ihren vorhergehenden Vereinen nicht zu den Stammkräften gehörten. Dass die Erneuerung Zeit benötigt, die ich in Graz vielleicht nicht bekommen habe – das muss man akzeptieren. Das sage ich völlig ohne Groll. Es ist für mich eine sehr lehrreiche Erfahrung gewesen.

Das haben Sie damals auch über Ihre Zeit beim FC Basel gesagt.

Es gibt Parallelen zu Basel. Auch in Graz gibt es eine super Fankurve. In Basel wie in Graz ist der Support bedingungslos, der Fussball insgesamt wird von den Fans dennoch sehr fundiert und differenziert betrachtet und bewertet. Da habe ich als Trainer zwei Fankulturen kennenlernen dürfen, die ihresgleichen suchen.

Verfolgen Sie den FCB noch immer?

Das werde ich Zeit meines Lebens tun. Weil ich zu diesem Klub eine besonders emotionale Beziehung habe. Ich kenne jede Nachricht, jedes Ergebnis, jeden Transfer. Ich weiss alles. Jeden Tag schaue ich nach, was es Neues gibt.

Wo schauen Sie denn nach?

Bevorzugt bei der TagesWoche *(lacht)*.

Nun nicht mehr. Am Tag Ihrer Entlassung wurde auch der TagesWoche quasi der Stecker gezogen.

Leider. Da haben wir etwas gemeinsam. Und da ist auch Wehmut dabei. Die TagesWoche, früher auch mit Florian Raz, hatte für mich immer ein Alleinstellungsmerkmal. Weil ich die Berichterstattung vom Fachlichen her sehr geschätzt habe. Für mich war das kein normaler Journalismus.

Heiko Vogel: «Wenn dir einer sagt, dass es nicht mehr weitergeht, ist das ein Stich.»

Danke für die Blumen, aber vielleicht war es schlicht und einfach genau das: normaler Journalismus.

Er war gut und fundiert. Das erlebte ich nicht überall. Es wird viel dummes Zeug verbreitet. Ich weiss, Journalisten gehören zum Job dazu, und ich respektiere vor allem jene, die wirklich fundiert zu schreiben versuchen. In Graz gab es einen, der schrieb jede Woche über mich, ohne dass ich ihn je zu Gesicht bekommen hätte. Er hat mich von Anfang an, egal was war, vernichtet. Das gibt es eben auch.

Erzählen Sie uns, was nach einer Entlassung passiert. Worauf müssen wir uns emotional einstellen?

Ich will nicht sagen, dass man da eine Routine kriegt. Beim FC Basel wurde ich von meinem ersten Chef-Trainer-Posten entlassen. Nach unglaublichen Erfolgen. Jeder Mensch ist eitel. Und wenn dir einer sagt, dass es nicht mehr weitergeht, ist das ein Stich. Wer das negiert, der lügt.

Fällt man in ein Loch?

Nein. Man kann erst mal durchatmen. Von heute auf morgen ändert sich aber dein Tagesablauf. Du beschäftigst dich nicht mehr mit dem Training. Nicht mehr mit dem nächsten Gegner. Ich geniesse das jetzt auch: Zeit für mich und die Familie zu haben, Energie zu tanken. Ich fand die Zeit in Graz extrem anstrengend.

Was passiert nach einer Woche Arbeitslosigkeit? Wir müssen uns jetzt auch darauf vorbereiten.

Das eine ist die Aufgabe, die man nicht mehr hat. Das andere ist die Faszination Fussball. Das muss man trennen. Ich kann ja nach wie vor in die Stadien gehen.

Gut, das könnten wir auch tun.

Die Faszination Fussball ist stärker als alles andere. Man kann aber einen anderen Fokus haben. Keine Spiele mehr vorbereiten, keine Nachbearbeitung mehr. Jetzt suche ich mir wieder aus, was ich mir anschaue. Ich habe die letzte Auszeit zum Beispiel genutzt, um drei Tage bei Arno del Curto in Davos zu verbringen.

Was haben Sie von einem Eishockeytrainer mitgenommen?

Die Begegnung hat mich mehr geprägt als manch ein Fussballtrainer. Del Curto ist ein überragender Typ und verfolgt wie ein Besessener seine Linie. Habe ich die Möglichkeit, schaue ich mir andere Sportarten an, erfolgreichen Handball etwa. Weil ich glaube, dass es hinter Erfolg eine Anatomie gibt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand aus Zufall etwas erreicht.

Ihrer Sinuskurve folgend müssten Sie als Nächstes wieder in einer Nachwuchsabteilung arbeiten.

Ich kann Ihnen nicht sagen, in welche Liga, welches Land und welchen Arbeitsbereich es geht. Aber ich will eine reizvolle Aufgabe. Und Authentizität ist oberstes Gebot. Nur wenn ich mich mit der Aufgabe identifiziere, kann ich alles dafür geben.

Im Frühjahr 2017 schien es gemachte Sache zu sein, dass Sie die Nachwuchsabteilung bei Bayern München übernehmen. Was ging dann schief?

Wir waren unterschiedlicher Ansicht.

Sie hatten doch das Wort von Karl-Heinz Rummenigge.

Ja, er hatte mir seine Zusage gegeben, dass ich Nachwuchs-Chef werden soll.

Dann kam Uli Hoeness aus dem Gefängnis zurück und plötzlich standen die Dinge anders.

Es gab einfach eine Uneinigkeit. Im Fussball ist Bayern ein Weltkonzern, da passieren solche Sachen. Ich hege deswegen keinen Groll. Für mich war die Zeit bei Bayern sehr lehrreich, ich habe unglaublich interessante Persönlichkeiten kennengelernt: Trainer wie Pep Guardiola oder Carlo Ancelotti, Hoeness und Rummenigge oder auch Matthias Sammer und natürlich Hermann «Tiger» Gerland. Ich bin sehr dankbar, auch wenn es für mich ein schlechtes Ende genommen hat.

Die Bayern haben eine rund 100 Millionen teure Jugend-Akademie gebaut. Aber der letzte Jugendspieler, der es in die erste Mannschaft geschafft hat, war David Alaba. Können solche Top-Vereine künftig überhaupt noch eigene Spieler für ihre ersten Mannschaften ausbilden?

Es ist eine Herkules-Aufgabe. Bayern unterscheidet sich insofern von den anderen grossen Vereinen Europas, als sie es versuchen. Sie wollen Identifikation stiften, indem sie eine Durchlässigkeit schaffen von der Jugend zu den Profis. Weil die erste Mannschaft mit Ausnahmespielern bestückt ist, ist das wie ein gordischer Knoten. Aber deswegen auch sehr reizvoll.

Was bedeutet das für die Nachwuchsarbeit beim FC Basel?

Einst pilgerten alle nach Amsterdam, weil die Ajax-Schule das Mass aller Dinge war. Dann kam die goldene Ära von Manchester United mit Ryan Giggs, Paul Scholes oder David Beckham. Das Gleiche gilt für den FCB: mit Xherdan Shaqiri, Granit Xhaka und wenig später Breel Embolo. Nur: Wunderkinder sind die Ausnahme. Beim FCB wird hervorragend gearbeitet, aber die Sinuskurve holt dich immer ein. Du kannst alle Scheichs der Welt zusammenwürfeln, auch sie bringen nicht Jahr für Jahr einen grossen Spieler heraus.

Apropos Scheichs: Sollen die grossen Klubs ihre Super Liga aufbauen?

Ich fände es falsch, schon rein gesellschaftlich. Die Schere zwischen Reich und Arm geht immer weiter auseinander. Und wenn jetzt die Grossen ihre eigene Liga gründen, sehe ich die Gefahr der Übersättigung. Der Reiz des Fussballs ist, dass der Zuschauer ins Stadion geht und nicht weiss, wie das Spiel ausgeht. Es ist schön, wenn nicht immer Basel in der Schweiz gewinnt oder Bayern in Deutschland oder Salzburg in Österreich.

Das wäre doch ein Argument für diese Super Liga: Man nimmt auf der einen Seite die besten Teams raus und schafft so auf der anderen Seite wieder mehr Spannung.

Nein. Denn du hast nur noch David gegen David und Goliath gegen Goliath. Aber nicht mehr David gegen Goliath. Das ist doch gerade das Spannende. Für mich war es ein unfassbarer Moment, als wir am 7. Dezember 2011 mit 2:1 gegen Manchester United gewonnen und damit den Champions-League-Achtelfinal erreichten. Diese Glücksmomente für die vermeintlich Kleinen riskierst du mit einer Super Liga zu verlieren. Und Basel könnte nicht mehr gegen Manchester gewinnen.

«Die ‹Football Leaks› haben meine Faszination schon getrübt. Es gibt Entwicklungen, die ich abartig finde.»

Nun, irgendwann wurde auch mal gesagt, die Klubmannschaften sollen über die Landesgrenzen hinweg gegeneinander spielen. Was spricht denn dagegen, die Wettbewerbsstruktur ein weiteres Mal zu verändern?

Ich weiss doch schon gar nicht mehr, was ich schauen soll. Nehmen Sie diese Nations League: Der deutschen Nationalmannschaft laufen die Zuschauer davon. Ich fände es zum Beispiel schändlich, die Weltmeisterschaft jährlich durchzuführen. Sie würde an Stellenwert einbüssen. Wir stehen längst am Rande der Übersättigung. Die Zuschauer fragen sich: Gegen wen spielen die Bayern heute? Gegen Mailand? Nein, ich komme nur noch, wenn sie gegen Real Madrid spielen. Und du bringst die Spieler an die Grenze der Belastbarkeit. Wann sollen die denn frei machen? Ich finde das sehr bedenklich. Wir haben eine Grenze erreicht, und das Geld fliesst doch zur Genüge.

Und in diesem Geschäftsfeld, das pervertiert wird, wollen Sie bleiben?

Ist das nicht ein gesamtgesellschaftliches Problem? Ich bin kein Ökonom. Aber: Jedes Unternehmen will seinen Gewinn maximieren. Und irgendwann ist eine Grenze erreicht. Ich muss aufpassen, dass die Ressourcen nicht ausgebeutet werden. Warum wird eine Stagnation immer negativ empfunden? Stillstand ist Rückschritt, so ist die Empfindung. Wenn du Graz nimmst: Wir haben in 109 Jahren Vereinsgeschichte den achten Titel gewonnen. Und trotzdem habe ich als Trainer nur zehn Monate Verantwortung übernehmen dürfen.

Ist die Entwicklung des Fussballs umkehrbar oder kollabiert das alles?

Friedrich Dürrenmatt schrieb in «Die Physiker»: «Was einmal gedacht wurde, kann nicht mehr zurückgenommen werden.» Eine Idee ist geboren. Man kann versuchen, das System zu regulieren. Über einen Maximallohn zum Beispiel. Aber dann kommt wie im Eishockey ein Spieler und unterzeichnet einen Vertrag bis zu seinem 51. Lebensjahr, nur um dieses Salary-Cap zu umgehen. Oder nehmen wir die Idee, im Fussball die Anzahl der Leihspieler zu begrenzen. Ich verspreche Ihnen: In kürzester Zeit gibts Klauseln und Optionen, die dieses System aushebeln. Das ist wie beim Doping: Man entwickelt einen Test, und für diejenigen, die dopen wollen, ist längst ein neues Mittel im Umlauf. Irgendwann kollabiert es einfach. Soll in zehn Jahren ein Spieler zehn Millionen pro Monat verdienen?

Was hinterlassen die Enthüllungen in «Football Leaks» bei Ihnen?

Das hat meine Faszination für den Fussball schon getrübt. Da gibt es einige Entwicklungen, die ich abartig finde. Ich sehe mich als Trainer sehr privilegiert. Ich darf mit diesem Sport Geld verdienen. Aber Topfussballer können sich doch mehrmals am Tag eine warme Mahlzeit leisten. Ganz unabhängig davon, ob sie jetzt mit dem fünften Tor ihr Gehalt nochmals aufbessern oder nicht. Die verdienen alle so immens viel, das reicht doch für Generationen danach. Bei aller Liebe: Vieles ist für mich nicht mehr nachvollziehbar. Das geht definitiv in die falsche Richtung.

Das wäre doch ein Grund, sich von diesem Geschäft abzuwenden.

Nein. Moralisch stimmt es mich nachdenklich. Es gibt die Seite des Spielers, der mehr Geld verdienen will. Und es gibt den Verein, der das zulässt. Ein Vertrag ist nie einseitig. Man setzt sich zusammen und einigt sich. Als Klub hat man auch immer die Möglichkeit Nein zu sagen.

Nach der Entlassung in Graz stehen Sie finanziell bestimmt auch nicht schlecht da. Abgesehen davon: Nagt so etwas an Ihrem Selbstwertgefühl?

Nein, da überwiegt bei mir die Überzeugung meines Könnens. Wir haben im Mai gegen RB Salzburg den Pokal gewonnen, gegen diesen absoluten Vorzeigeverein. Da haben wir etwas Aussergewöhnliches geleistet, schliesslich haben wir den zehnten Salzburger Titel in Serie verhindert. Es wäre ihr fünftes Double gewesen. Deswegen weiss ich, was ich kann.

Ist dieses Pokalfinale Ihr Meisterstück? Das Spiel, das Sie in Bewerbungsgesprächen anführen werden?

Unbedingt.

Wir sollten auch mal schauen, mit welchen Texten wir uns bewerben sollen.

(lacht) Und dann kommt bei mir noch der Sieg gegen Manchester in die Bewerbungsmappe. Und die Begegnung mit den Bayern im Achtelfinal der Champions League.

Aber nicht das Rückspiel.

Welches Rückspiel *(grinst)*? ×

Gut hinhören lohnt sich, denn nicht jede laute Stimme hat recht. FOTO: REUTERS

Zeitmaschine

Die direkte Demokratie ergibt sich aus dem Zusammenspiel verschiedener Akteure. Die SVP will sie neu definieren.

Die Schweiz ist nicht Sparta

von Martin Stohler

Demokratie kann manchmal sehr laut sein. Im alten Sparta fällte die Volksversammlung ihre Entscheide gar mit Gebrüll. Der Versammlungsleiter zählte nicht die einzelnen Stimmen, sondern entschied aufgrund der Lautstärke der Befürworter und Gegner, ob ein Vorschlag angenommen oder abgelehnt sei.

Das ist 2500 Jahre her und mutet heute ziemlich sonderbar an. Letzteres hindert Rechtspopulisten à la SVP aber nicht daran, die direkte Demokratie mit Gebrüll zu verwechseln, bei dem die schrillsten Stimmen den Ausschlag geben.

Doch die direkte Demokratie ist etwas anderes. Wenn wir ihre Wurzeln in der griechischen Antike suchen wollen, dann sollten wir unseren Blick nicht nach Sparta, sondern nach Athen richten. Auch wenn es sie dort ebenfalls nur in embryonaler Form gab. Denn «natürlich» waren Sklaven, Auswärtige und Frauen von der Teilnahme an der Demokratie ausgeschlossen. Doch anders als in aristokratisch regierten (Stadt-)Staaten, in denen ein kleiner Kreis von Familien den Staat fest im Griff hatte, besass in Athen die Versammlung der Bürger grosses Gewicht. Zudem gab es einige rechtsstaatliche Elemente wie die Rechenschaftspflicht für Beamte oder durchs Los bestimmte Richter.

Errungenschaft des 19. Jahrhunderts

Andererseits fehlten in Athen wesentliche Instrumente der direkten Demokratie. Das gilt namentlich für die Volksinitiative und das fakultative Referendum – Instrumente, mit denen Bürgerinnen und Bürger direkt in den politischen Prozess eingreifen können.

In der Schweiz wurden diese Instrumente, die auf Konzepte der Französischen Revolution zurückgehen, in den Verfassungskämpfen des 19. Jahrhunderts geschmiedet. Dies geschah vor 1848 in einzelnen Kantonen und fand nach der Schaffung des Bundesstaates auch Eingang in die Bundesverfassung.

So sah bereits die Verfassung von 1848 eine Abstimmung über die Revision der Bundesverfassung vor, wenn 50 000 Stimmbürger dies verlangten. 1874 wurde das fakultative Referendum in der Verfassung verankert, 1891 die Möglichkeit, eidgenössische Initiativen zu lancieren und damit eine Teilrevision der Verfassung anzustreben. Die Möglichkeit, eidgenössische Gesetzesinitiativen zu lancieren, ist bis heute nicht gegeben. Das könnte dazu führen, dass nach dem 25. November 2018 Hornkühe in der Bundesverfassung grasen.

Das Volk hat viele Stimmen

Mit der Schaffung einer zweiten Kammer, in welche die Kantone ihre Vertreter entsenden, signalisierte der Bundesstaat von Anfang an, dass die Mehrheit nicht einfach der Minderheit ihren Willen aufzwingen darf. Seit 1918 erfolgt die Wahl des Nationalrats nach dem Proporzverfahren. Damit sind auch die unterschiedlichen politischen Strömungen unseres Landes besser repräsentiert, als dies mit dem Majorzverfahren der Fall war. Und 1971 erhielten schliesslich auch die Schweizerinnen das aktive und passive Wahlrecht.

Im Laufe der Zeit ist so aus den einfachen Anfängen der direkten Demokratie ein spannendes und auch spannungsreiches Zusammenspiel von Abläufen geworden, zu denen auch Gerichtsentscheide gehören. Dabei hat das «Volk» jeweils in unterschiedlicher Gestalt einen Anteil.

Schwächung der Institutionen

Mit ihrer jüngsten Volksinitiative will die SVP – wie schon mit der Ausschaffungs- und der Durchsetzungsinitiative sowie der MEI – das Ineinandergreifen der verschiedenen Elemente verändern, die bisher Gewähr für das Funktionieren der direkten Demokratie boten. Dabei geht es, wie Kathrin Alder in der NZZ vom 8. November 2018 richtig bemerkt, der SVP «nicht primär darum, die direkte Demokratie zu stärken». Die Partei wolle «mithilfe der Selbstbestimmungsinitiative Parlament, Bundesrat und Bundesgericht schwächen und Ressentiments gegenüber den Institutionen befeuern».

Damit schwächt die Partei Institutionen, die schon jetzt Mühe haben, sich im Getöse der Propagandamaschinen Gehör zu verschaffen, und versucht so, direkte Demokratie in ihrem Sinn neu zu definieren.

In der Volksversammlung der Spartaner sassen nur Krieger, die das zentrale Interesse einte, ihre Herrschaft über die Heloten aufrechtzuerhalten, die Schicht der leibeigenen Bauern, und andere Städte zu unterwerfen. Da brauchte es keine subtilen Abstimmungsverfahren. Die Schweiz dagegen ist ein viel komplexeres Gebilde mit vielfältigen, zum Teil auseinanderstrebenden Interessen. Sie benötigt eine demokratische «Infrastruktur», die dem Rechnung trägt. Und Menschen, die nicht stets «das letzte Wort haben» wollen, sondern miteinander im Gespräch bleiben. ×

Visuelle Armut

Die Bildredaktion grüsst mit einem Appell an die verbliebenen Medien: Fordert die Fotografinnen und Fotografen!

Ausgeblitzt!

von Hans-Jörg Walter

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte.» Diesen elenden Satz muss man als Bildredaktor hundertmal hören und tausendmal sprechen.

Heutzutage muss jeder Text, der in einem Medium erscheint, bebildert werden. Und das aus den unterschiedlichsten Gründen: Im edelsten Fall ist das Bild Teil des Inhalts. Weil man die Person sehen will, um die es geht, oder weil der Sachverhalt nach einem Fotobeweis verlangt. Im schlechtesten Fall muss etwas Kompliziertes, Unabbildbares illustriert werden. Oder das Bild hat einzig die Aufgabe, einen Klickreiz auszulösen. Das hat mit edel dann oftmals gar nichts mehr zu tun.

Aber so ist das eben. Die tägliche Arbeit eines Bildredaktors ist ein permanenter Spagat auf einem schlecht gespannten Seil. Dieser Satz zeigt genau, wie sehr Sprache Bilder verwendet. Lässt man diese weg, wird es trocken.

Während sieben Jahren haben wir dieses Seil immer wieder anders gespannt, quer durch den Raum und immer am Abgrund. Wir wollten es uns nicht einfach machen und haben die TagesWoche auf der visuellen Ebene wieder und wieder durchgerüttelt, haben unkonventionelle Lösungen ausprobiert, mit Absurdem geglänzt und mit solider Bildauswahl den zarten Pflänzchen im Garten des Lokaljournalismus Bienchen zugehalten.

Gebt dem Spardruck nicht nach

Das war harte Arbeit, aber auch nicht immer schwer. Der Blick auf die Konkurrenz hat uns im Glauben bestärkt, dass einfallsreiche Bebilderung ihre Daseinsberechtigung hat. Oder vielmehr: hatte. Die TagesWoche hat sich das geleistet, was die anderen weggespart haben: eine Bildredaktion mit Möglichkeiten, mit Budget für Illustratoren und gute Fotografinnen und Fotografen.

Doch jetzt verliert Basel nicht nur ein ungewöhnliches Medium, es verliert einen professionellen visuellen Blick, der nicht immer postkarten- oder instamässig war. Das ist schade.

Wir wünschen uns von den übrig bleibenden Medien, dass sie auf der Bildebene nicht allzu sehr dem Spardruck ihrer Verleger nachgeben. Engagiert gute Fotografinnen und Fotografen und fordert sie! Wagt Illustrationen und gebt euren Redaktionen wache Bildmenschen an die Hand, damit eure Inhalte interessante Gesichter bekommen! Es lohnt sich. ×

Bildlegende: Hier gibt es nichts zu sehen.

Kinoprogramm

Basel und Region
16. bis 22. November

BASEL B-MOVIE
Grellingerstr. 41 b-movie.ch

- **I KILL GIANTS** [12 J]
  FR-MO: 20.30 E/d

CAPITOL
Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
  15.00/18.00/21.00 E/d/f
- **NUR EIN KLEINER GEFALLEN – A SIMPLE FAVOR** [12/10 J]
  15.00 E/d/f
- **JOHNNY ENGLISH – MAN LEBT NUR DREIMAL** [6/4 J]
  18.00 E/d/f
- **FIRST MAN – AUFBRUCH ZUM MOND** [12/10 J]
  SA-MI: 21.00 E/d/f

KULT.KINO ATELIER
Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **DER UNSCHULDIGE** [16/14 J]
  FR/SA/MO/MI: 12.00 Dialekt
- **LE GRAND BAL** [0/12 J]
  16.00–FR/SA/MO-MI: 12.00 F/d
- **THE CHILDREN ACT** [8 J]
  FR/SA/MO-MI: 12.00 E/d/f
- **WOLKENBRUCH** [6 J]
  12.10/14.00/17.00/19.00/21.00 D/f
- **IMPULSO** [0/0 J]
  FR/SA/MO-MI: 12.15 Sp/d/f
- **SIR**
  18.30–FR/SA/MO-MI: 13.45 Hindi/d/f
- **BIRDS OF PASSAGE** [16 J]
  14.00 Gu/d/f
- **ZWITSCHERLAND** [0/0 J]
  FR/MO-MI: 14.10–SO: 12.10 Dialekt
- **EVERYBODY KNOWS** [12 J]
  14.15/18.00/20.40 Sp/d/f
- **LETO** [12 J]
  15.50/20.40 Russ/d
- **#FEMALE PLEASURE** [12 J]
  16.00/20.30 Ov/d/f
- **WOMAN AT WAR** [10 J]
  16.30/18.40/20.50 Isl/d/f
- **GENESIS 2.0** [12/12 J]
  18.10 E/d
- **PIPPI IN TAKA-TUKA-LAND** [6 J]
  SA/SO: 14.00 D
- **DOGMAN** [16 J]
  SO: 12.10 I/d/f
- **CÉZANNE – PORTRAITS OF A LIFE** [16 J]
  SO: 12.15 E/d
- **WERK OHNE AUTOR** [12 J]
  SO: 12.20 D

KULT.KINO CAMERA
Rebgasse 1 kultkino.ch

- **ÁGA** [16 J]
  14.00/18.40 Jakutisch/d/f
- **FORTUNA** [14/12 J]
  14.15/18.30 F/d
- **DER TRAFIKANT** [14 J]
  16.10/20.45 D
- **DER VORNAME** [10 J]
  16.30 D
- **THE GUILTY** [12 J]
  21.00 Dän/d
- **FAHRENHEIT 11/9** [12 J]
  SO: 11.30 E/d
- **BLAZE** [12 J]
  SO: 11.45 E/d/f

NEUES KINO
Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **ANITA: TÄNZE DES LASTERS**
  FR: 21.00 D
- **SÉLECTION FESTIVAL GOLLUT**
  SA: 20.00 Ov

PATHÉ KÜCHLIN
Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **SMALLFOOT – EIN EISIGARTIGES ABENTEUER** [0/0 J]
  FR/MO-MI: 12.20–SA/SO: 10.30–SA/SO/MI: 14.40 D
- **DIE UNGLAUBLICHEN 2** [8/6 J]
  FR/MO-MI: 12.30–SO: 12.50 D
- **WOLKENBRUCH** [6/4 J]
  12.40/19.00–FR/MO/DI: 14.40 D
- **JOHNNY ENGLISH – MAN LEBT NUR DREIMAL** [6/4 J]
  12.45/16.50–FR/SA/MO-MI: 21.00 D
- **NUR EIN KLEINER GEFALLEN – A SIMPLE FAVOR** [12/10 J]
  FR/MO: 13.00–FR/MO/MI: 15.30–FR/SO: 18.15–FR/SA: 23.15–SA/SO: 15.45–SA/MO/MI: 20.45–DI: 14.45/17.15 D
  FR/SO: 20.45–SA/MO/MI: 18.15 E/d/f
- **25 KM/H** [12/10 J]
  FR: 13.15–SA-DI: 12.45 D
- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
  FR/SO/DI: 14.00–SA: 11.00/22.50–SA/MO/MI: 17.00 D
  20.00–FR/SO/DI: 17.00–FR: 22.50–SA/MO/MI: 14.00–SO: 11.00 E/d/f
- **PHANTASTISCHE TIERWESEN: GRINDELWALDS VERBRECHEN** [12/10 J]
  3D: 14.00/20.00–FR/SO/DI: 17.00–FR/SA: 23.00–SA/SO: 11.00 D
  14.30/17.30/20.30–FR/SA: 23.20–SA: 11.30–SO: 10.00 E/d/f
  2D: 14.45–SA/MO/MI: 17.00 D
- **NIGHT SCHOOL**
  FR/MO-MI: 15.15–FR/SA/MO-MI: 17.45/20.15–FR/SA: 22.45–SA: 11.20–SO: 15.30/18.00/20.30 D
- **DER NUSSKNACKER UND DIE VIER REICHE** [8/6 J]
  3D: FR: 15.45–SA: 10.30–SO/DI: 15.15 D
  2D: SA/MO/MI: 15.15–SO: 10.30 D
- **FIRST MAN – AUFBRUCH ZUM MOND** [12/10 J]
  FR/SO: 17.50–SA/MO/MI: 20.45–DI: 17.45 E/d/f
  FR/SO/DI: 20.45–SA: 17.50–MO/MI: 17.45 D
- **A STAR IS BORN** [12/10 J]
  FR: 18.00–SA-MI: 17.30–SA/MO/MI: 20.30 E/d/f
- **OPERATION OVERLORD** [16/14 J]
  FR: 21.00–FR/SA: 23.30–SO: 20.20–DI: 20.30 D
- **HALLOWEEN** [16/14 J]
  FR: 23.15–SA: 23.00 D
- **JUŽNI VETAR** [16/14 J]
  FR/SA: 23.40–SO: 21.00 Serb/d
- **PETTERSSON & FINDUS: FINDUS ZIEHT UM** [0/0 J]
  SA/SO: 10.45 D
- **GANS IM GLÜCK** [0/0 J]
  SA/SO: 11.45/13.45–SA: 15.50–SO: 9.45–DI: 12.45–MI: 13.30 D
- **BURN THE STAGE: THE MOVIE** [12/10 J]
  SA: 14.00 Ov/d
- **NATIONAL THEATRE LIVE: THE MADNESS OF GEORGE III** [16/14 J]
  DI: 20.00 E/e
- **BEN IS BACK**
  MI: 12.45 E/d/f

REX
Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **PHANTASTISCHE TIERWESEN: GRINDELWALDS VERBRECHEN** [12/10 J]
  14.00/17.00–FR-DI: 20.15–MI: 20.30 E/d/f
  FR-MO/MI: 14.15 D
- **A STAR IS BORN** [12/10 J]
  FR-MO/MI: 17.15–FR-DI: 20.30 E/d/f
- **KITAG CINEMAS Opera: LA BAYADÈRE** [4/4 J]
  DI: 14.00 ohne Dialog
- **KITAG CINEMAS Men's Night: THE GIRL IN THE SPIDER'S WEB – VERSCHWÖRUNG** [16/14 J]
  MI: 20.00 E/d/f

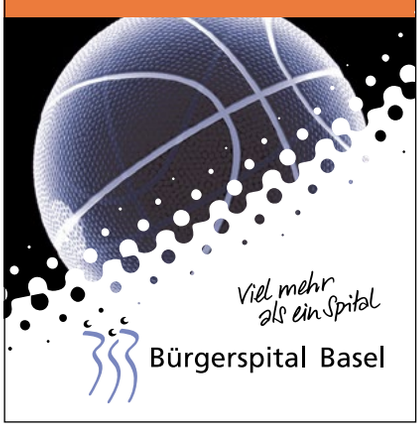
STADTKINO
Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **MOONLIGHTING** [16 J]
  FR: 16.15 E/Pol
- **LA PISCINE** [16 J]
  FR: 18.30 F/d
- **FOUR NIGHTS WITH ANNA** [16 J]
  FR: 21.00 E/Pol
- **MONPTI** [16 J]
  SA: 15.15 D
- **ESSENTIAL KILLING** [16 J]
  SA: 17.30 E/Pol/Arab/d
- **UNE HISTOIRE SIMPLE** [16 J]
  SA: 20.00 F/d
- **11 MINUTES** [12 J]
  SA: 22.15 Pol/e
- **LA VOLEUSE (1966)** [16 J]
  SO: 13.30 F/e
- **BECOMING ANIMAL** [6/4 J]
  SO: 15.15 E/d
- **MAX ET LES FERRAILLEURS** [16 J]
  SO: 17.30 F/d
- **THE SHOUT** [12 J]
  SO: 20.00 E/e
- **WIE DIE FILMKRITIK DIE FILME BEFLÜGELT**
  MO: 18.30
- **LUMIÈRE ET COMPAGNIE**
  MO: 21.00 F/Dän/E/Sp
- **MARTINŮ FESTTAGE: WHAT MEN LIVE BY**
  DI: 19.00 E/d
- **NOTES ON BLINDNESS**
  MI: 18.30 E/e
- **FANTASMA D'AMORE** [12 J]
  MI: 21.00 I/e

ANZEIGEN

Reha Chrischona

Die Rehabilitationsklinik in Ihrer Nähe.
www.buespi.ch



Bürgerspital Basel

HIOB INTERNATIONAL
Staatlich anerkanntes Hilfswerk

› GRATISABHOLDIENST UND WARENANNAHME
für Wiederverkäufliches

› RÄUMUNGEN UND ENTSORGUNGEN
zu fairen Preisen

Brockenstube Basel
Klybeckstr. 91, Tel. 061 683 23 60
www.hiob.ch, basel@hiob.ch

Weitere HIOB Brockenstube
Münchenstein, Birseckstr. 62
Tel. 061 411 89 88

HELFEN WO NOT IST
Mit Ihrem Einkauf helfen auch Sie!

Er saugt und saugt: Der Redaktions-Wels überlebt uns alle. FOTO: NILS FISCH

Feierabend

Wie ist das, wenn das Ende kurz bevorsteht? Ein Einblick in die letzten Tage der TagesWoche-Redaktion.

Ein Fisch namens Tschüss

von Ronja Beck

Sportredaktor Samuel ist es nach etwas Dramatik. «Time to say goodbye …», singt er halblaut, aber mit Leidenschaft hinter seinem Bildschirm. «Ach, bitte nicht», seufzt Catherine eine Pult-Insel entfernt. «Das läuft mir wieder den ganzen Tag nach!» Sportredaktor Christoph sucht passende Worte: «Wo Menschen singen, da lass dich nieder. So heisst es doch, oder?»

In ihren letzten Tagen wandelt sich die TagesWoche zum Loriot-Sketch. Alltag ad absurdum. Die Akteure sind gefangen zwischen Realität und Unfassbarem, gemeinsam streifen wir durch grossen Unsinn. Und wir lachen dabei, ohne zu wissen, was zur Hölle es da eigentlich zu lachen gibt.

Der junge Reporter vom Online-Portal «Nau» ist erstaunt. «Aha, ihr macht Witze? Okay, cool.» Mit der Kamera auf den Schultern stapft er durch die Redaktion, davor war «Telebasel» da, davor das SRF. Einige von uns verkriechen sich, damit sie das schwarze Auge der Kamera nicht verschluckt. Nicht einmal 24 Stunden zuvor tüftelten wir noch an Recherchen, telefonierten, trafen uns mit Menschen zum Gespräch.

Dann kam das Beben.

Sanitäter in der Not

Der Boden wankt und wellt sich. Wir stützen uns gegenseitig, halten uns fest, um nicht zu stürzen. Die Fensterscheiben bersten, Löcher klaffen in der Decke – hier ist es nicht mehr sicher. Ich berühre eine Wand, sie zittert. Oder sind es meine Hände?

Eine Flasche Korn bleibt ganz. Unverwüstlich wie ein Rettungsring, zu dem wir geschlossen vordringen. Es geht das Gerücht um, einige aus der Redaktion seien ihr vor der grossen Erschütterung schon mal präventiv nahegekommen. Zur Sicherheit nochmals auftanken.

Der Alkohol ätzt den Schock aus den Gesichtern. Am nächsten Morgen schenkt er uns teuflische Brummschädel. «Betroffene Gesichter auf der Redaktion der TagesWoche», kommentiert der Journalist von «Schweiz Aktuell» eine Nahaufnahme von Daniels Gesicht. «Ich hatte einfach einen heavy Kater», ruft der Gezeichnete in die Twitter-Welt hinaus.

Co-Redaktionsleiter Renato kommt nun oft mit klackernden Schnürschuhen und im Tschopen ins Büro, darunter aber doch ein, wenn wir ehrlich sind, ziemlich ausgeleiertes T-Shirt. Journi-Schick ist das. Denn wer weiss, wie häufig der Zweiklang der Türklingel noch durch die Räume hallt. Bevor … Tja.

«Er hat das wirklich gut gemacht», sagt Olivier zu den Interviews, die Renato in den letzten Tagen geben musste. «Und so authentisch», nickt er seinem Noch-Chef zu. Und kitzelt ein breites Grinsen aus ihm heraus. Da ist die Welt fast in Ordnung.

Machs gut und danke, Fisch!

Manchmal wollen wir ihr trotzdem entfliehen. Also wird die N64-Konsole aus der Ecke gekramt, im Sitzungszimmer installiert, und dank «Mario Kart» durch tiefe Schluchten und dichten Dschungel gerast. Co-Redaktionsleiter Gabriel schlägt sich überraschend schlecht. «Weisst du, im ganz alten Mario Kart, *da* hätt ich euch …»

Zum Glück klopft da gerade Renato an die Tür. «Freunde, ist jemand morgen um neun hier?», sagt er. Zögerliches Kopfnicken in der Runde. «Es kommt ein Achtjähriger zu Besuch – Zukunftstag.» Nach Loriot nun auch noch Monty Python.

Mit ihrem Zitronen-Mohn-Kuchen gibt uns Catherine ein bisschen Bodenhaftung zurück. Reto schleicht um das dick glasierte Gebäck. Zwischen den Bissen dichtet er: «Langsam gehen unsere Lichter aus. Da bleibt uns nur der Leichenschmaus.» Applaus für ihn und für uns.

Der Kuchen ist gegessen, die letzten «Sch'n'nobe» werden für heute gesprochen. Die Bürostühle stehen da, wie sie eben dastehen, wenn man sich am Ende eines Tages vom Pult abstösst und sagt: So, für heute reichts. Auf dem Tisch von Dominique herrscht dasselbe Chaos wie immer. Alles, was man jetzt noch hört, ist das Aquarium der Bildredaktion. Dieses beruhigende Gluckern, wenn das dreckige Wasser durch den Filter fliesst und dreckig wieder herausströmt.

Die meisten Fische sind schon länger tot. Der einzige Überlebende ist ein dicker schwarzer Wels. Mit seinem Maul saugt er alles auf, was ihm unterkommt. Wie ein Saugnapf hängt er sich an die Steine, die Glasscheibe, den Filter, mit schier unstillbarem Hunger. Und wenn er genug hat, versteckt er sich in seiner Höhle.

Dem Wels hat das Beben nichts ausgemacht. Er wird weiterschwimmen, wenn wir unsere Pulte räumen, unsere Taschen packen und durchs Trümmerfeld hinausschreiten. Und seine Glubschaugen werden weiterglubschen, wenn wir an die Scheibe klopfen und ihm sagen:

Wir sind dann mal weg. ×

Gesehen von Tom Künzli

Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Für die TagesWoche hat er sieben Jahre lang das lokale, nationale und globale Geschehen kommentiert. Regelmässig landeten seine Cartoons auf der Shortlist renommierter Preise wie World Press Cartoon oder Deutscher Karikaturenpreis. Der 44-Jährige lebt in Bern.

KREUZWORTRÄTSEL

Unser Kreuzworträtsel hat jeweils Hannes Bertschi verfasst.
Lösungswort der Ausgabe Nr. 38:
SAINTLOUIS

GEWINNERIN:

Einen Pro Innerstadt Gutschein (50 CHF) gewonnen hat:
Sarah Wickli

Auflösung der Ausgabe Nr. 38

Impressum

TagesWoche
7. Jahrgang, Nr. 39,
verbreitete Auflage:
31 629 Exemplare (prov. Wemf-beglaubigt),
Spitalstrasse 18,
4056 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erschien zuletzt täglich online und jeden zweiten Freitag gedruckt.

Geschäftsleitung
Sibylle Schürch
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Renato Beck und
Gabriel Brönnimann
(Co-Leitung Redaktion),
Ronja Beck,
Yen Duong,
Daniel Faulhaber,
Andrea Fopp,
Olivier Joliat,
Christoph Kieslich,
Felix Michel,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis,
Catherine Weyer
Produktion
Reto Aschwanden
und Tino Bruni
(Co-Leitung Produktion),
Dorothee Adrian,
Mike Niederer,
Hannes Nüsseler
Layout/Grafik
Anthony Bertschi,
Eliane Simon
Bildredaktion
Nils Fisch

Korrektorat
Martin Stohler (Leitung),
Yves Binet,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Laura Schwab,
Jakob Weber
Kommunikation und Marketing
Sandra Luzia Schafroth
Werbung/Anzeigen
Monika Höpfl
werbung@tageswoche.ch
todesanzeigen@tageswoche.ch
Abodienst
abo@tageswoche.ch

Druck
Mittelland Zeitungsdruck AG,
Aarau
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel
Redesign CI und Cover
Anthony Bertschi, Nils Fisch
Lithografie
Andreas Muster

Adieu, liebe «TagesWoche». Danke für sieben Jahre Herzblut-Journalismus.

Alles Gute. Herzlich, Eure ProgrammZeitung

Wissen, was läuft.

Programmzeitung
Kultur im Raum Basel

www.programmzeitung.ch

Schiff
Hotel am Rhein

Montag,
31. Dezember
2018

Beginn 19 Uhr

Silvester im Schiff
Schwungvoll ins neue Jahr

Lassen Sie das Jahr bei einem Gala-Buffet und
Tanz mit Live-Musik stilvoll ausklingen.
Garantiert mit bestem Blick auf die Rheinbrück
und das grosse Feuerwerk!

Gala-Buffet CHF 135.–
(inkl. 1 Glas Crémant zum Apéro)

Hotel Schiff am Rhein***
Marktgasse 60, CH-4310 Rheinfelden
Tickets: T +41 61 836 22 22 oder hotelschiff.ch

AZA
CH-4056 Basel
PP/Journal

Post CH AG

TagesWoche
Neue Medien Basel AG
Spitalstrasse 18, 4056 Basel
Kundendienst: 061 561 61 61
Redaktion: 061 561 61 80
tageswoche.ch

9 772235 224407

ANZEIGE